II. B.

G. Opiz d. F. W. H. Rosmäsler jun. sc. Leipzig. No. 374.

Der Klostergarten.

Erzählung von Caroline v. Fouqué.

Aus der Geisterwelt.

Geschichten, Sagen und Dichtungen.

Herausgegeben

von

Friedrich v. Fouqué, und Friedr. Laun.

Zweite Sendung.

Mit einem Titelkupfer.

Erfurt,
in der Keyserschen Buchhandlung.
1818.

Inhalt.

Der Klostergarten. Von Caroline v. Fouqué. Seite 1

Das Liebesgeheimniß. Von Friedr. Laun. 101

Die Todtenrache. Von Carl v. Miltitz. 169

Burg Belmonte. Von Friedr. v. Fouqué. 249

Der Klostergarten.

Eine Erzählung

von

Caroline Baronin de la Motte Fouqué,

geb. von Brieß.

1.

„Ei, du mein Gott, das nimmt ja heute gar kein Ende!" — sagte des Thorschreibers Frau, mit den Kindern hinaus auf die Landstraße sehend. „Die ganze Chaussé eine Staubwolke, und Mann an Mann gedrängt, und all die Wagen und Pferde — das Gott erbarme! das zieht nun Alles wieder zum Lande hinein!" „Mutter, es sieht schön — rief der Kleine an ihrer Hand — wie die blanken Helme und die Gewehre zwischen durch blitzen!" „Hast's noch nicht satt! — schalt die Frau — werden nun doch nach gerade bald alle Völker der Erde hier gehabt haben! Was ist das für eine Welt! Gestern die Russen und Preußen, heute unsere alten Kunden wieder, die alle bei Moskau liegen sollten! Ja, ja, ja, ja! das hat sich wohl mit denen, da ist kein Vergang!"

„Weg da, Bube! laß dich nicht überreiten!" rief ein Offizier, in das finstere, überbauete Thor sprengend.

„Meine Honigkuchen! ach Jemine! meine Honigkuchen! — wimmerte ein feines Mädchen, indem sie das blaugewürfelte Tüchelchen über den Korb deckte — halb haben's die Nimmersatte schon ausgeleert;" sagte sie traurig, bis auf den Boden des Korbes sehend. Da schlug ein Soldat mit der flachen Hand gegen diesen, daß der kleine Rest auf die Steine fiel, und die Andern laut lachend darüber weg giengen, ohne sich ein Mal darnach zu bücken. Das Mädchen drückte sich in den Winkel, und weinte.

„Rohes Volk! — murmelte die Thorschreiberin — achten nicht die Gottesgabe; wartet nur, der Brodkorb wird euch schon höher gehängt werden; dächte, hättet's in Rußland erfahren."

„Es sind Bundestruppen — warnte ihr Mann, den Kopf zum Fenster heraus steckend — deutsche Regimenter. Versteh'n Alles."

„Mögen

„Mögen sie — entgegnete die Unwillige — wahr bleibt wahr. Was hilft auch das Herunterschlucken von alle dem Aerger! Man erstickt dran, und was kommen soll, kommt doch: jemehr man schmeichelt und heuchelt, jemehr soll man thun."

Indeß war die Wagenreihe dicht auf einander gefahren. Im Thore, in den Gassen, auf dem Markte, überall stopfte es sich; ein Artillerietrain wollte durch, hinten kamen neue Regimenter, Verwundete und Kranke sollten auf ihren Strohwagen von der Chaussé herunter; es schimpften Fuhrknechte, Soldaten und Offiziere durch einander; die armen zusammen gerüttelten Wunden schrien und stöhnten; Niemand durfte ein Ohr für sie haben, das Nothwendige mußte geschehen.

Einzelne Truppenabtheilungen kamen wieder aus der Stadt zurück; sie hatten ihre Anweisungen auf Vorwerke und Landhäuser. Viele fluchten, Andere sangen, die müßige Schuljugend jubelte ihnen nach.

„Wo ist die Meierei, rechts von der großen Straße bei dem verfallenen Kloster?"

fragte

fragte ein Dragoner-Offizier, unter das Thor reitend.

„Lehnchen — rief die Thorschreiberin dem weinenden Mädchen zu — setze deinen Korb nur derweil da drinne bei mir hin, und weise den Herrn zurecht.“

Lehnchen wischte sich die Thränen aus den Augen, seufzte leise, als sie den federleicht gewordenen Korb aufhob, stellte ihn indeß auf die Thürschwelle, und mit einer kleinen Verbeugung an den Offizier hingehend, sagte sie: „Nun, ist's Ihnen gefällig?“

„So recht! — lächelte der Thorschreiber gutmüthig — nur immer frisch vorwärts, Lehnchen, man muß anjetzt nicht an sich selber denken.“

„Man muß jetzt nicht an sich selber denken — wiederholte der Offizier, mit der Hand über die Stirn fahrend — ja, ja! er hat Recht! Es hilft auch zu nichts!“ Aber er mußte es doch wohl nicht lassen können: denn mit gesenktem Kopfe ritt er stumm hinter dem Mädchen drein, die zuweilen die kleinen Schritte anhielt, und

seitwärts nach ihm zurück sah, ob er auch wirklich folge.

„Da sind wir;" sagte sie jetzt. „Ja so," rief der Offizier, sich besinnend. Das alte verfallene Klostergemäuer sah mit seinen armen, verstümmelten Resten fast wehmüthig zwischen uralten Granitzacken hervor. Die graue Felswand, an die es lehnte, schien seiner wie alles Menschenwerkes zu spotten. Seltsam stach gegen Beide eine neu aufgeführte Bohlwand ab, welche den ganzen ehemaligen Klosterzwinger einfaßte. Eine verschlossene Pforte wies zu dem artigen Häuschen hin, in welches der Offizier einquartiert werden sollte.

„Befehlen Sie, daß ich den Meier heraus rufe?" fragte Lehnchen, als der junge Mann bereits abgestiegen, noch umher schauend, da stand, indeß Leute und Pferde schon in den Hof zogen. „Ich danke, ich danke!" erwiederte er zerstreut. „Gott befohlen!" grüßte das Mädchen, sich verneigend. Sie war schon einige Schritte zurück gegangen, als Jener, sie beim Arme fassend, sagte: „Nein, bleib, bleib! erzähle

mir

mir lieber, was du von den alten Trümmern weißt.“ „Davon — entgegnete die Kleine — weiß ich nichts, und kein Mensch spricht auch darüber. Das sähe Niemand mehr an, holten die Leute nicht die Steine zu ihren Bauten von dort her.“ „Wie — rief der Offizier — muthwillig brechen sie die Mauern ein, und pferchen mit den würdigen Resten Schweine und Schafe ein?“ „Ja, ja! — versicherte das Mädchen — so ist's! O davon ist schon gar mancher Stall aufgerichtet worden. Ei, was soll's auch! Die Mutter spricht: Das Alte muß dem Neuen gedeihen helfen. Und drinnen ist auch Alles wieder recht lebendig. In dem alten Klostergarten blühen so schöne Blumen; wollen wir 'Mal hinein gehen?“ Sie sprang voraus, ihr Begleiter folgte, ohne etwas zu erwiedern.

Im Hofe spielten unter schattigen Linden auf duftigem Klee des Meiers Kinder, vertraulich weideten neben diesen die jüngsten Lämmer der Heerde. Zwischen den Aesten der Bäume flatterten an durchgezogenen Leinen die weiß gewaschenen Hemdchen

chen und Wämser der Kleinen. Nicht weit davon hielten des Offiziers Pferde; ängstlich sah die junge Frau in der Thür den neuen Gästen entgegen, indeß ihr Mann den fremden Thieren den besten Stall räumen mußte.

„Das ist der schöne Garten!“ sagte Lehnchen jetzt, die Pforte öffnend. „Das ist der Garten?“ wiederholte der Offizier überrascht. Fast betäubender Duft wehte ihm entgegen. Längs den offenen, unbedacheten Abtheilungen der Zellchen lief eine dichte Wand hoher wundervoller Lilien hin; alle Gänge des symmetrisch durchschnittenen Gartens waren mit diesen Blumen eingefaßt; man sah nichts, als die leise bewegten weißen Kelche auf ihren schwankenden Stielen. „Da schliefen die Nonnen — sagte das junge Mädchen, fast traurig auf die Klausen zeigend — und hier — fuhr sie weiter gehend fort — war ihr Speisezimmer. Das Thor am Eingange, und die Mauern umher, stehen noch. Sie traten vor einen spitzgewölbten Bogen; man sah in den innern Raum hinein; es war

jetzt

jetzt eine Baumschule dort angelegt. Rührend sahen die zarten Schößlinge, die ihr Licht von oben empfingen, aus der Umbauung heraus. War es Zufall, oder lag Bedeutung darin, daß zwei Rosenstöcke im Innern des Steinbogens einsam da standen, als blühten sie, irgend ein geheimes Sinnbild der dunkeln Vergangenheit, in die neue Zeit herüber.

„Dort hinauf — rief Lehnchen gewandt in eine Vertiefung schlüpfend — windet sich eine schmale Treppe aufwärts, da ist auch ein Sitz in der Mauer, recht einsam ruht sich's hier!"

Sie waren Beide bis auf die letzte Stufe gestiegen, man konnte auf den bemoosten Mauerzinnen eine Strecke gehen. Blaue Glockenblümchen sproßten hier, und lange zitternde Grashalme; auch mochten fleißige Vögel wohl öfters ihre Nester hier gebaut, und den Saamen der Bäume hineingetragen haben; denn Aberäschen und Birken drängten mit ihren zarten Aesten durch das Gestein. Ganz unwillkührlich fiel der Blick von hier hinab auf die öden Spuren längst abge-

abgelaufener Tage. Alles todt! dachte der Jüngling, düster auf die Trümmer sehend, bis auf die Erinnerung todt! und es war doch auch ein Leben. Weshalb denn so viel Umstände um dies flüchtige Daseyn?

„Reinhold! Reinhold! was Henker! wo steckst du denn?" riefen mehrere laute Stimmen von unten herauf; dieser erkannte seine Kameraden, und trat mit den Worten: „Hier bin ich, was soll es?" weiter vor, so daß ihn jene sahen, und laut lachend den Träumer und Antikenjäger, wie sie Reinholden schalten, herabriefen.

„Was Teufel — sagte Einer — kletterst du da herum? da kann ja in der Welt nichts zu holen seyn. Ist das eine Zeit zu Nachforschungen und tiefsinnigen Grübeleien? Ich dächte, du nähmest die Paar Augenblicke mit, und freutest dich mit uns des Lebens, das Jedem kurz genug zugemessen seyn mag. Komm mit in die Stadt hinein. Wir sind da in ein solch ausgeleertes Nest an der Landstraße geworfen worden, wo es nichts zu beißen und zu brechen giebt; bei dir da drüben sieht es

eben

eben auch nicht einladend aus; die Herren Preußen und Russen werden wohl auf ihrer Retraite haben mitgehen heißen, was mitgehen wollte; wir haben die Nachlese, die Keinen satt und froh macht; drum laß dich nicht lange nöthigen; komm nach der Stadt hinein, da läßt sich eher etwas auftreiben.

Reinhold war auf den ersten Ruf zu ihnen hinab geeilt, er empfand mit seltsamer Angst ihre Nähe in diesem Garten, fast noch mehr als sie selbst treibend, zog er sie zu der Pforte hinaus. Lehnchen blieb schüchtern an die Mauer geklemmt stehen, und dachte: nachher willst du sachte zur Stadt zurück gehen, wenn es stiller im Hofe und auf der Straße seyn wird. Das blöde Kind fürchtete Reinholds Begleiter, die so spürend und roh umher sahen. Sie setzte sich deshalb in die Mauervertiefung, legte wartend das Köpfchen an die Steine, und schlief zuletzt, von dem heutigen Schrecken und den Thränen ermüdet, ein.

Reinhold schlenderte indeß in dunkelem Sinnen neben den andern hin. „Ein verwünscht

verwünscht pfiffiger Kopf — hub Einer von ihnen an — ist doch der Napoleon! es kann ihm Keiner etwas anhaben; die Schlacht war eigentlich zu sagen, verloren, und er bleibt nach wie vor Herr des Bodens, und treibt die Sieger in die Enge.“ „Er ist ein gewaltiger Mensch!“ sagte Reinhold mit düsterem Ernste. „Wird auch sein Ziel, wie Alles auf Erden, finden!“ murmelte ein herzutretender Artillerie-Offizier. „Denken Sie, Herr Hauptmann, es ihm zu stecken?“ fuhr Reinhold heftig auf. Jener lächelte, und wandte, wie zufällig, den Blick nach dem hohen uralten Dome, an dem sie eben hingiengen. Unwillkührlich blieben Alle betrachtend stehen. „Ein ernster, würdiger Bau — sagte der Artillerist — ein Denkmahl deutscher Kunsttüchtigkeit, deutscher Gemeinsamkeit! Wie viele erprobte Hände müssen hier von gleichem, stillem Sinne, von gleicher, anspruchsloser Enthaltsamkeit geleitet, dasselbe gewollt haben. Keiner dachte vor dem Andern zu glänzen; es vergaßen die Bescheidenen sich selber über dem großen Werke, um das es ihnen allein zu thun

war,

war, das sie Alle überleben sollte; und deshalb ward es auch ein Ganzes, an dem sich der Menschengeist noch gern aufrichtet und stärkt." Reinhold heftete einen finsteren, unsicheren Blick auf den Redenden; dieser zog das Auge langsam zurück, indem er sagte: „Die Gegenwart war den Alten so viel, weil sie für die Zukunft lebten." „Nun — lachte Reinhold fast höhnisch — das Wort Zukunft umfaßt einen weiten und engen Begriff; jene Werke, wie die heutigen verfielen der Zeitlichkeit; die Namen ihrer Schöpfer sind unter dem langsamen Schaffen verklungen, oder auf Andere übergegangen, und diese büßten mit ihrem Ruhme den Stolz schlagender, elektrisirender Einwirkung auf ihre Zeitgenossen ein." „Sie wollen — entgegnete der Hauptmann ernst — Kometen statt Planetenlicht?"

„Laßt doch — riefen die Andern — die alten Rummeleien gebaut haben wer will, und plagt Euch nicht mit dem gelehrten Zeuge. Was seht ihr nur an den altfränkischen Schnörkeln? Und was sollen

uns

uns die anjetzt?" „Mich verlangt — versicherte Einer von ihnen aufrichtig — mich verlangt nach einem ordentlichen Glase Wein, und einem tüchtigen Stücke Braten; denn wahrhaftig, Kräfte braucht man in dieser Zeit vor Allem Andern." „Ach ja — lenkte der Hauptmann lächelnd ein — der Hunger plagt wohl Jeden." So giengen sie mitsammen weiter.

Die Straßen waren jetzt schon leerer, nur vor dem großen Wirthshause trieb sich die ein und ausgehende Menge unruhig umher. Es war nicht so viel Wein und Speise anzuschaffen, als verlangt ward, der ungestüme Lärm wuchs von Minute zu Minute. Reinhold stand allein vor der Thür, und übersahe gedankenlos den freien Platz vor sich. Da drüben strömten Dragoner und Husaren in ihren Futterkitteln und Fouragiermützen nach einer offen stehenden Kirche hinein; mehrere Andere kamen mit Bündeln Heu oder Getraidesäcken auf dem Rücken heraus. „Ein Magazin! — sagte Reinhold mit aufblitzendem Unwillen. Ja, das ist das Loos des Krie-

ges

ges — setzte er entschuldigend hinzu — und thöricht bleibt es, dem kühnen Heldengeiste hier Schranken ziehen zu wollen. Große Umwälzungen gehen nicht ohne Erschütterungen des Bestehenden ab!"

„Laßt doch das verwünschte Geheule — sagte der Wirth, jetzt ein junges Weib aus dem Hause drängend — ihr verstört mir ja nur die Gäste." „Ach, ich will Niemand stören — schluchzte sie — sehen wollte ich nur, ob hier Menschenherzen wären; klagen wollte ich es ihnen, daß die Unbarmherzigen mir den kranken Mann von dem letzten Schämel, den ich rettete, wegstießen, um sich darauf zu setzen, daß sie ihm das Stückchen Brod vom Munde rissen, und in den Kisten und Kasten umstörten, bis sie den sauer verdienten Wochengroschen fanden, den sie mir jubelnd stahlen, und mich schlugen, als ich weinte!" „Na, nu hat sie geklagt — fiel ihr der Wirth ins Wort — und nun ist's gut, nun gehe sie." „Ja — sagte die Frau — ich habe geklagt, aber Niemand hat mich gehört." Ei nun — erwiederte

jener achselzuckelnd — dafür ist es Krieg, und der große Mann hat gesiegt, da darf eine arme Kreatur, wie sie, gar nicht muckſen. Wenn der so was beachten sollte! ja, ja, da käme auch was bei heraus," setzte er absichtlich, auf Reinholden sehend, hinzu, und gieng seinen Geschäfften nach.

Reinhold bebte zusammen; er hatte nicht das Herz, die Frau anzureden; ungefähr dasselbe hatte er vor wenigen Minuten auch gesagt. Hörte die Wahrheit auf, Wahrheit zu seyn, weil jene Erschütterungen den Boden neben ihm aufwühlten!

Die Unglückliche weinte noch immer still an den Mauerpfeiler gelehnt, vielleicht erwartend, daß ihr dennoch Jemand beistehen werde. „Gute Frau — hub Reinhold etwas kleinlaut an — man kann nicht immer helfen, der Soldat braucht Ruhe und Nahrung; Noth kennt kein Gebot; finde sie sich drein, wir alle gehen nicht auf Rosen. Hier, nehm' sie, ich habe selber nicht gar viel; doch schaffe sie, die Hungrigen zu sättigen, und möge der Kranke sich auch daran erquicken." Die

Frau sah auf das Geld in ihrer flachen Hand. „Gott segne es Ihnen — sagte sie — es hilft wohl weiter; doch Ordnung und Gerechtigkeit hätte mehr gethan. Wer schützt mich dennoch vor Mißhandlungen?“ „Ja, da sehe sie zu!“ entgegnete Reinhold, und flüchtete vor sich selbst in den Gasthof zu den andern Kameraden hinein.

Da gieng es ziemlich bunt und laut durcheinander. Schon im Vorsaale saßen Offiziere von verschiedenen Waffen und Zungen neben Flaschen und Gläsern beisammen. Die unverhoffte Wendung des Geschickes, der Uebergang von Schmach zu Ruhm, das wunderbare Spiel des Schlachtenglückes machte ihnen das Gehirn drehend.

Der wiedergewonnene Boden schwankte unter ihren Füßen, sie wußten nicht, wie hoch sie den Gedanken fliegen lassen sollten; es war nicht Maaß, nicht Sinn in ihren Worten. Im Nebenzimmer hatte sich schnell eine Pharaobank etabliret. Mancher Blutgroschen lief hier von Hand zu Hand. Stehend oder sitzend drängten sich vertraute

und verwandte Gemüther leise redend an den Ecken aneinander. Der Hauptmann hatte sich an einen alten Offizier in grauem Oberrocke, ohne Abzeichen des Ranges oder der Waffe gemacht, und schien aufmerksam die wenigen Worte abzulauschen, die jenem entfielen. Des Alten gebleichte eingefallene Züge belebten sich sehr bedeutsam und warm, wenn er etwas länger redete; doch sprach er so leise, daß selbst der Hauptmann nur angestrengt zu verstehen schien, was er sagte.

Sehr laut und eifrig Napoleon und seine Pläne abhandelnd, giengen ein Paar Franzosen mit großen Schritten auf und ab. Der Eine, ein rother Husar, fuhr stets entscheidend darein. Er hatte einmal auf Ordonnanz neben dem Kaiser geritten, und wußte den Mann auswendig. Die Oder war schon bereits aufs Neue hinter ihm, und Moskau die Sommerresidenz des Unüberwindlichen.

Reinhold wußte nicht recht, wo er sich hinwenden sollte. Es war heute Alles so ungleich und aufgeregt in ihm. Was er

hundert Mal gesehen und erlebt hatte — es machte ihn jetzt unruhig und mißgelaunt. Von ungefähr streifte er dicht an dem Hauptmanne hin, und hörte, wie dieser etwas heftig zu dem Manne im grauen Rocke sagte: „Und so gehet alles unter, wir siegen oder erliegen mit den Fremden"; unwillkührlich blieb Reinhold etwas seitwärts stehen. Der Andere erwiederte: „Das Schlimmste ist die Zwiespalt in uns selbst: denn auch das Gute wird böse, weil es feindlich ankämpft. Wie herbe fällt nicht Alles in unsere Seelen, und wie strenge mögen wir manchem gutmüthigen Thoren seine Thorheit anschlagen, weil sie uns beengt. Das kommt von schiefen Zusammenstellungen und unnatürlichen Vereinen!"

Der sanfte Geist dieser Worte fuhr gleichwohl schneidend durch Reinholds Brust. Dumpfer Alter! — brauste es in ihm herauf — dich schmerzen die verwöhnten Glieder, weil sie den neuen Flug der Zeit nicht ertragen können. Das Große und Gewaltige hatte es immer an der Art, die Schwachen zu erschrecken.

Jener

Jener indeß, als habe er Reinholds Gedanken errathen, setzte freundlich hinzu: „Wir wollen uns vor scharfem Tadel bewahren, und nicht allzuviel grübeln, wo wir nicht hindern können. Das Werk können wir für jetzt nur durch die Gesinnung, nicht durch die That fördern helfen, bewahren wir jene.“

So recht — dachte Reinhold — schläfert Euch nur in die träge Geduldstugend ein, wir Anderen werden Euch schon zu Euerm Ziele treiben.

Der gutmüthige Alte that ihm im Grunde leid, er hätte ihn aus dem gefährlichen Spiel gewünscht, dem er nicht mehr gewachsen schien; der Hauptman aber war ihm recht eigentlich fatal. Es lag ein gewisses scharfes Ermessen in dem ernsten, prüfenden Blick, so viel Sicherheit in Haltung und Benehmen; doch wie sich dies Alles nach Reinholds Urtheil auf falschem Wege verirrt, und dort fest gerannt hatte, war es diesem anstößig und zuwider. Der Hauptmann warf ihn stets mit gehäßigem Trotze auf die entgegengesetzte Seite; und was

was auch der stille Klostergarten, die schwermüthigen Grüße der Vorzeit in ihm erschüttert und entfaltet hatten, es schloß sich hier verhärtend wieder zu.

Den Beiden wie zum Hohne machte er sich sichtlich an den lauten Franzosen, rief nach Wein, trank mit diesem schnell und heftig redend, und ließ sich mit immer steigender Begeisterung von alle den Wirbeln kleiner kreisender Beredtsamkeit berauschen.

So angeflammt, ohne eigene, wahre Wärme, im Innern etwas gespannt und unverständlich trat er zur Pharaobank. Das Spiel war heute böse. Es gieng einen schnellen wandelnden Gang. Reinhold hatte bald seine kleine Baarschaft dran gesetzt. „Ich kreditire!“ sagte der Banquier, ein Franzose aus der Revolutionszeit, mit jener brutalen Ueberlegenheit und Mienen, die stets als etwas Ungehöriges verletzt. Doch Reinhold achtete heute darauf nicht. Er spielte heftig und zerstreut. Der Hauptmann nahete sich ein Paar Mal dem Tische. Sein prüfender sorglicher Blick stachelte jenen

nen noch mehr; und als Oberst St. Croix, der Banquier, jetzt sagte: „Mit vier Hundert Livres stehen Sie nun bei mir; wollen Sie vielleicht die ganze Summe auf eine Karte setzen, und so dem Handel mit einem Schlage ein Ende machen?“ rief Reinhold, gleichsam dem Hauptmanne, der unwillkührlich eine Bewegung nach ihm hin machte, allen Einfluß abschneidend: „Es gilt! ich setze die Sieben, die ungerade Zahl mag es gerade machen.“

Einen Augenblick stockte das Spiel. Mehrere Andere setzten dieselbe Karte. St. Croix sah scharf und spürend umher. Der alte Offizier stand Reinholden gegenüber, und knöpfte unruhig seinen grauen Oberrock auf und zu; der Hauptmann hatte sich abgewendet.

„Verloren!“ wiederholte jetzt Reinhold leise. Er ward bleich. Es schien, ihm komme mit einem Male die Besinnung. St. Croix hatte das Ansehen, ihn nicht zu beachten; er zog ruhig ab, empfing das einlaufende Geld, und war des Fehlenden gewiß. „Ich bin Ihr Schuldner — sagte

Rein-

Reinhold, zu ihm gewendet — welche Sicherheit wollen Sie?“ Der Oberst lächelte; „Nun — sagte er — im Felde nimmt man's just nicht so umständlich. Sie sind ja von den Unsrigen; verweisen Sie mich auf die nächste Beute; der Krieg wirft Manches ab. Sie sind nicht glücklich, Kamerad, im Spiele; vielleicht sind Sie es auf andere Weise; eine Thür läßt uns Fortuna immer offen; versuchen Sie sich mit ihr, Sie werden die Wege bald finden lernen, dann denken Sie an mich.“

Reinhold fühlte das Blut auf Stirn und Wangen. Er, ein Beutemacher! Mit Blutgeld zahlen! ein schuldlos Haupt für sich büßen lassen — er hatte wohl nicht recht gehört. Der Krieg wirft Manches ab — einen Weg läßt Fortuna immer offen, war es nicht so? — Himmel! und das durfte ihm irgend wer im Ernste sagen? Sein großes Auge maß den Oberst einen Augenblick; die Lippen zuckten; er konnte, schien es, das rechte Wort nicht finden; verächtlich sagte er dann: „Wer giebt Ihnen ein Recht, gering von mir zu denken? Ich bin

bin kein Kind des Ungefährs, keiner vom Handwerke, die nach Abentheuern spüren; ich bin von reinem Blute, und habe festen Boden unter mir. Ich zahle mit eigenem Gelde, und ehre fremdes Gut. Deshalb kann ich Ihr Schuldner auch nicht bleiben. Sie sollen befriedigt werden, verlassen Sie sich darauf; die Ehre wird mich lehren, Unmögliches möglich zu machen."

„Welch Aufhebens um Nichts! — sagte St. Croix, eine unangenehme Bewegung mit den Schultern machend. Wahrhaftig! Sie legen solchen Werth auf die Misére, daß man es miserable finden könnte." Reinholds Blut stand still, aller Unwille war verschwunden, kalter Zorn trat an dessen Stelle. „Jetzt — sagte er gelassen — habe ich eine Schuld von Ihnen einzufordern. Sie werden den Zahlungstermin nicht weiter hinaus setzen, denke ich, als ich den meinigen." „Pa! lachte der Oberst, die Donquixoterien passen nicht für eine Zeit, wie diese, wo jeden Augenblick Kanonenkugeln die Schuldbriefe zerreißen; da muß man sie von Hause aus für Null erklären."

ren.“ „Ich nicht — sagte Reinhold — ich will keinen Augenblick einen Fleck der Ehre dulden, rein will ich dem Tode entgegen gehn!“

„Kameraden! — rief St. Croix, zu den Uebrigen gewendet — bin ich schuldig, ihm vor Ende des Krieges Genugthuung zu geben? Lehrt doch dem jungen Neuling Kriegssitte.“

„Persönlicher Streit — sagten Mehrere — geht in dem Allgemeinen unter; Keiner hat vor dem Feinde ein Recht, über sein Leben zu bestimmen, dies gehört dem Feldherrn und der Armee. Erst nach geschlossenem Frieden darf der Offizier an sich denken, und Beleidigungen rächen.“

Reinhold sah zweifelhaft umher, vielleicht daß ein Auge jene Worte Lügen strafte. Der Hauptmann flüsterte ihm zu: „Sie kommen hier nicht durch, es ist ungesetzlich, lassen Sie für jetzt die Sache fallen.“ Reinholds Augen blitzten ihn wild an. Er gerade brauchte ihm das nicht zu sagen, er hätte überhaupt nicht zu ihm reden sollen, der gehemmte Zorn fand seinen

Ge-

Gegenstand. „Wer giebt hier Gesetze? — fragte er geringschätzig — die Ehre oder alte Gesetzformulare? Sie kleben an diesen. Ich trage das Element der Ehre lebendig in mir, und denke es zu jeder Zeit geltend zu machen.“ „Sie werden — entgegnete der Hauptmann theilnehmend — an der Unmöglichkeit zerbrechen.“ „Und wenn auch! — flüsterte jener leise und heftig — so will ich es doch nicht hören, von Ihnen nicht, von Ihnen will ich überall nichts hören, denn im Grunde sind Sie an dem Allen Schuld; ohne ihre hofmeisternde Anspielungen und Blicke wäre es so weit nicht gekommen; Sie, Sie haben das Blut, die Galle in mir erregt; ohne Sie hätte ich mich gar nicht an jene gedrängt, die Sie mir verdächtig machen wollten: ich hätte keine Karte angerührt, ich hätte —“ Halten Sie ein — unterbrach ihn der Hauptmann — Ihr unruhiges Gewissen sucht einen Ableiter; Sie scheinen in ihrer Unsicherheit blind umher zu greifen; ich will denken, Sie spielen Blindekuh, und Ihnen zurufen: hüten Sie sich, es brennt!“

„Es brennt? — wiederholte Reinhold — es brennt? Nun wohl, mein Herr Hauptmann, es brannte schon lange; jetzt zündet es. Ihre kalte Ueberlegenheit, hoffe ich, soll daran zergehen.“ Er machte eine rasche Bewegung, die den Hauptmann nöthigte, mit ihm abwärts zu treten. „Sagen Sie nun — fuhr er hier heftig fort — sagen Sie nun, was Sie an mir zu tadeln haben? worauf Sie mit dem Ausdrucke unruhiges Gewissen anspielten?“ „Erklären Sie sich's, wie Sie können! — entgegnete Jener mit gezwungener Fassung. Ihre böse Laune macht Sie unfähig zu ruhigem Gespräche. Ueberall habe ich nicht Lust, auf Erörterungen von Dingen einzugehen, deren Sinn Ihnen klar seyn muß.“ „Sie sind ohne Zweifel sehr klar, Herr Hauptmann — lachte Reinhold bitter — klar wie Eis; ich indeß nicht, ich ganz und gar nicht; deshalb muß ich bitten, kommen Sie meiner Verworrenheit zu Hülfe, ich kann den klaren Sinn gewisser Dinge nicht in mir finden.“ „Kamerad — rief der Hauptmann unwillig — zu was wollen Sie mich reizen, meine Schranke

zu

zu überschreiten; Sie thun wahrhaftig nicht gut daran.“ „Weil Sie die Schranke schon überschritten haben — unterbrach ihn Reinhold — weil Sie sich in meine Angelegenheiten mischten.“ Er war in der Heftigkeit, nichts beachtend, unwillkührlich wieder vorgetreten, so daß sie im Kreise um den Spieltisch standen, als der Hauptmann mit jener gehässigen Frostigkeit überreizten Aergers erwiederte: „Wahrhaftig, ich bereue herzlich, daß meine Theilnahme sich an einem so bethörten Geck verirren konnte.“ „Dies Wort — schrie Reinhold — dies Wort fordert Genugthuung.“ „Dahin — lächelte jener ruhig — wollten Sie es von Hause aus kommen lassen. Ihr heißes Blut suchte mich: nun wohl, ich bin zu finden; doch machen Sie erst Ihren Handel mit dem Ausländer ab, von daher sitzt etwas auf Ihnen, das fort muß, ehe ich mich mit Ihnen schlage; dann stehe ich zu Dienst.“

Er trat mit diesen Worten gelassen zu den Uebrigen zurück. Reinhold stand wie vernichtet. Von daher sitzt etwas auf Ihnen,

nen,

nen, das fort muß — klang es betäubend in seiner Seele nach. Und verschmitzt und bübisch lächelte St. Croix in seinen Kreis hinein, als sey nichts vorgefallen, das seiner Aufmerksamkeit werth sey. Diese war ganz auf das Spiel geheftet, dessen unheimliche Glut alle Gesichter entstellend röthete, und die Gedanken an böse Geister in Reinholds gereitzter Phantasie weckte.

„Ich glaube — sagte er, den Helm auf die Stirn drückend, den Säbel im Arme — die Hölle hat ihre Teufel heut gegen mich los gelassen.“ Er stürzte zum Hause hinaus, und hörte hinter sich lautes Gelächter, und die Worte: Gespensterseher! tète chaude! u. s. w.

Er besann sich erst, als er in der Mitte des Klostergartens in einer Geisblattlaube saß, auf welche die vier Hauptgänge, ein Kreuz bildend, stießen. Der Abend war völlig hereingebrochen; tiefe Stille hielt die ruhig athmende Natur umfangen; leise wogte es in der Luft. Es neigten sich die Lilien flüsternd zu einander, als beginne nun ihr nächtig heimliches Gespräch. Die

Stür-

Stürme in Reinholds Brust traten fast scheu zurück. Ueberrascht sah er in den duftigen Abendglanz. Es war, als stelle sich ihm tiefer, gebietender Ernst entgegen; er schauerte leise zusammen; kein Gedanke ward ihm deutlich; er versank in seltsame Träume: denn es dünkte ihm nicht anders, als bewegten sich die Lilien hin und wieder. Immer höher und höher schien es, hoben sie sich in die bläulichen Nebeldünste; die meisten Kelche thaten sich von einander; bleiche Frauengesichter sahen aus dem Sterne der Blätter, wie aus einer Glorie heraus; langsam schwebten sie die Gänge auf und ab. Gespannt folgte Reinhold ihren Bewegungen. Bald blieb ihm kein Zweifel. Die Lilien waren verschwunden, die heilige Schaar der Klosterfrauen wandelte in sittsamer Stille durch die Nacht. Nicht lange, so füllten sie die Laube. Sie sahen umher, und seufzten: doch weilte nur Eine derselben. Gegen Reinholden über setzte sie sich auf einem schmalen Bänkchen, faltete die Hände, und sah ihn wehmüthig an. Sie sagte nichts, doch drückten ihre Geberden Kummer aus. Reinhold schlug unwill-

kührlich die Augen vor ihrem trüben Blicke nieder. Sein Athem stockte, er hatte nicht den Muth, sie anzureden. Leise klang es jetzt wie ferner Gesang aus dem Gemäuer herüber; die Nonne stand langsam auf; leise rauschten die Gewänder, wie Liliendust wehete es Reinholden an; dann war alles still; die Gestalt fernab in den Zellen verschwunden.

„Lehnchen! du hier? — rief der aufschreckende Jüngling, mit scheuen, unsichern Blicken umhersehend. Warst du schon lange hier? hast du immer dort drüben auf dem Bänkchen gesessen?" „Gott ja? — entgegnete das Mädchen fast weinend. Ich weiß ja gar nicht, wie ich zum Garten hinaus soll." „Wie kamst du nur herein?" fragte er fast unwillig. „Ei nun — lächelte sie freundlich — ich saß da oben im Gemäuer, und war eingeschlafen. Ich weiß selber nicht, wie es gekommen ist; das dauerte so eine Weile, da schreckte ich ängstlich auf; es war schon dunkel, lieber Herr; mir graute entsetzlich; ich tappte umher, und ächzte und weinte; erst konnte ich das

Trepp-

Treppchen gar nicht finden, und hernach, als ich die Stufen hinab wollte, stürzte krachend die alte lose Wand, an der ich so lange lehnte, hinter mir ein. Mein Jesus! schrie ich, und wie ich weiter herunter gekommen bin, das mag der liebe Gott wissen." Lehnchen hielt einen Augenblick verlegen ein. „Hier unten — hub sie wieder an, kam mir's so laut und lärmend vor; war es Angst und Schreck, oder sonst was Besonderes: aber ich wollte schwören, ich hätte viele Stimmen durch einander zischeln und flüstern hören. Anfangs dachte ich, es wären die fremden Herren; ich stand ganz still, und wagte nicht, zu athmen. Doch die waren's nicht. Vielleicht ist es der Wind gewesen: denn es rauschte recht sonderbar, und wehte immer so an mir hin und her, daß ich gar nicht von der Stelle kommen konnte. Nachdem da verzog sich das Geräusch. Ich schlich zur Gartenpforte, doch die fand ich zugeschlossen. Lieber Gott, was sollte ich nun anfangen! Ich setzte mich hier her, ich sahe Sie wirklich nicht: denn sonst — was möchten Sie wohl von mir denken. Doch nun bitte,

lassen Sie mich gehen, die Mutter wird gewiß in tausend Aengsten seyn, und die Frau Thorschreiberin — du meine Güte, wie wird die schmälen!"

„Ich halte dich nicht — sagte Reinhold zerstreut — geh', Kind, geh! — Doch höre, Lehnchen, sahst du nichts in den Gängen schleichen?" „O Jesus! — schrie das erschrockene Mädchen — wie fragen Sie denn so wunderlich! Nein, nein, lieber Herr, es hat gewiß nicht gespukt, es kann ja gar nicht spuken; was sehen Sie denn so starr? O bitte, bitte, kommen Sie." Sie hatte ihn mit aller Gewalt des Entsetzens unter diesen Worten bis zur Thür gezogen. Er drückte auf der Klinke. „Was träumst du denn? — sagte er scheltend — die Thür ist unverschlossen, sieh! wie dich die Angst bethörte."

Lehnchen schlüpfte behend wie ein Sylphchen unter seinem Arme fort über den Hof, zur offen stehenden Mauerpforte hinaus auf die Landstraße.

Reinhold gieng betäubt und zerstört die Stiege auf und ab. „Alfanzereien! nichts als Alfanzereien! — sagte er verächtlich zu

sich

sich selbst. Der Wein — setzte er nachdenkend hinzu. Erbärmliches Geschlecht — lachte er bitter — das ein Paar Tropfen fremden Geistes geistlos macht! Was ist denn dein Verdienst, wenn deine Schuld, wie deine Thorheit, von einem Grade Blutwärme mehr oder weniger abhangen? Und doch giebt es Ehre und Schande! Schande — wiederholte er langsam. Am Ende ist dies auch ein Popanz der bürgerlichen Politik, die Ordnung, die dem Menschen über alles geht, zu erhalten. Es ist wohl alles Traum und Schatten von einem Leben, wie es gar nicht giebt, das den verarmten Creaturen nur als Ideal, als unerreichbares Ideal quälend im Gehirne spukt. Die Welt weiß das im Grunde auch: denn dieser St. Croix — — es fuhr hier Reinholden stechend durch die Brust; langsam setzte er hinzu — er ist Offizier, er ist geduldet, wohl gelitten, und nach dem Maßstabe jenes Dinges, was man Ehre nennt, ein Schuft, ein miserabeler Schuft!" —

Er lehnte mit dem einen Arme an dem kleinen Steinportale, und starrte gedanken-

los in die offene Halle. Der Mond war aufgegangen, sein heller Schimmer umgoß die Gegenstände umher mit blendend weißem Lichte. „Ha!“ rief Reinhold plötzlich auffahrend. Die Mauer war von oben herab hier herüber gestürzt. Die Last der Steine hatte den einen Rosenstock geknickt, er lag halb unter Schutt begraben. „Zerbrochen? — fragte Reinhold hinzutretend. Wie Schade! könnte ich dich doch retten!“

„So ängstlich bewahren Sie das junge Reis vor Beschädigung?“ sagte eine Stimme hinter Reinholden. Dieser sah sich um. Der alte Offizier im grauen Rocke, fast bleicher noch als sonst, im Mondenlichte, stand ernst und verweisend neben ihm. „Wie komme ich —?“ fragte Reinhold bestürzt — „dazu, mich hier zu sehen? — unterbrach ihn jener — nicht wahr, das lag auf Ihren Lippen? Sie haben zwar — fuhr er etwas gerader in Haltung und Stellung fort — ganz kürzlich erst entgegen kommende Theilnahme einiger Maßen stolz nud heftig zurück gewiesen; gleichwohl fühle ich mich gedrungen, weniger Ihret-

als

als meinetwegen, Ihnen die meinige anzubieten. Erlauben Sie — setzte er schnell hinzu, Reinholds raschem Auffahren begegnend — erlauben Sie mir, auszureden. Ich bin kein Vermittler zwischen Ihnen und dem Hauptmanne, der wird seinen Weg auch ohne mich zu gehen wissen; auch kein Bekehrer Ihrer Ansichten will ich werden: einzig den Schein der Verpflichtung eines Deutschen gegen einen Franzosen möchte ich wegwischen. Sie stehen im Nachtheile gegen Oberst St. Croix, so lange Sie sein Schuldner sind. Das fällt auch auf mich, als Offizier derselben Fahne, bei welcher Sie dienen, zurück. Wenn ich Sie daher ersuche, jene acht Hundert Livres, mit denen Sie an ihn verfallen sind, als Vorschuß von mir anzunehmen: so denke ich, weniger Ihnen einen Dienst zu leisten, als mir eine peinliche Störung zu ersparen.“ Er legte hier seine Hand fast begütigend auf Reinholds Arm, indem er sagte: „Billig könnte ich fordern, daß Sie ein solches Darlehn von einem Landsmanne und Waffengefährten ohne Weiteres annähmen, ja daß Sie sich dieser Verpflichtung als

Folge

Folge ehrenvoller Gemeinschaft mit Freudigkeit unterzögen: allein das Gefühl dieser Gemeinschaft könnte andern Gefühlen nachstehen müssen; und da ich nichts in Ihnen verletzen, sondern Vieles heilen möchte, so will ich mich erst vor Ihnen legitimiren, ehe ich Ihnen zumuthe, mir zu vertrauen."

Er knöpfte hier den grauen Ueberrock auf, und zeigte Reinholden eine wohlbekannte Uniform und den Orden eines alten deutschen Fürstenhauses; von welchem der Jüngling wußte, daß ihn Niemand hier, als sein Oheim, der alte Husarengeneral, besitze. Er hatte den Greis, der lange in auswärtigen Kriegen focht, niemals gesehen: doch Uniform und Orden riefen ihm schnell sein Bild zurück, das vorlängst im älterlichen Hause angekommen war. Ueberrascht stürzte er in des Alten Arme. Dieser hielt ihn eine Weile sprachlos an die Brust gedrückt, darauf sagte er leise und gepreßt: „Reinhold, Reinhold! du thust nicht gut, du bist zu rasch! so geht es nicht!" — Doch sich gleich wieder sammelnd, und jedes

vorzei-

vorzeitige Wort bezähmend, setzte er sanft, von dem Neffen losgemacht, hinzu: „Eile nun, die fatale Schuld zu zahlen; mir preßt jede verzögerte Minute ein Quentchen Galle mehr ab; schicke ihm das Geld, hier nimm! in dieser Börse findest du, was du brauchst. Sende es ihm nur sogleich mit Unterzeichnung deines Namens; mehr braucht es nicht; der Mann vom Metier wird wohl noch bei der Arbeit seyn; so leichten Kaufes läßt er die Andern nicht los; doch gehe nicht etwa selbst zu ihm, hörst du? ich warte hier auf dich.“ „Mein Oheim!“ stammelte Reinhold beschämt. „O laß, ich bitte dich jetzt, alles Andere! kaufe dich doch nur los von dem — nun geh', Kind, geh'!“ —

Reinhold flog auf sein Zimmer, packte eilig das Geld zusammen, siegelte und schickte es sogleich zur Stadt. Noch ganz benommen von dem Unerwarteten, das in seltsamer Folge so wechselnd und fremd heute auf ihn eindrang, kehrte er in den Garten zurück.

Er fand den General an das Gemäuer

gelehnt,

gelehnt, gedankenvoll darauf hinstarrend. Reinhold stand schon eine Weile neben ihm, ehe er, sich besinnend, diesem mit sanftem Lächeln sagte: „Ich denke darüber nach, daß wir uns einander das erste Mal die Hand über Trümmer reichen! Mein Sohn, es liegt viel unter diesem Schutte begraben; ein großer Zeitabschnitt. Was nun kommen wird? es läßt sich spüren, aber die Welt wird lange noch nicht daran glauben, wenn sie auch Alles darauf hindrängt.“ Er schwieg hier, als scheue er, mehr zu sagen. „Was meynen Sie, mein Oheim — fragte Reinhold bescheiden — was wird kommen?“ „Hm! — entgegnete jener — darüber ist mehr zu denken als zu reden. Ob wir's beide erleben? hier erleben? es ist die Frage. Weißt du, Reinhold — fuhr er rasch zu diesem gewendet — wir sind die beiden letzten männlichen Sprossen unseres Stammes; wer weiß, verschlingt der Krieg nicht unsern Namen in seinem wilden Tosen.“

Sie hielten einander Beide einige Minuten schweigend, den Blick an den Boden gehef-

geheftet, bei der Hand. „Just bei einem Kloster!“ sagte der Oheim nachsinnend. „Was fällt Ihnen dabei auf?“ fragte Reinhold. „Ich erinnere mich — entgegnete Jener — dunkel, und nicht mehr in rechtem Zusammenhange, einer schauerlichen Sage, die durch unsern Stamm geht. Es soll auch ein Reinhold, ein wilder, freigeisterischer Fant gewesen seyn, der, nach Thaten dürstend, bald dieser, bald jener Fahne schwor. Von ihm wußte das Kind in der Wiege. In immer ungerechter Fehde focht er gegen seinen Kaiser, dem er kurz zuvor diente. Dieser Treubruch soll ihn ganz wild und finster gemacht haben. Er stürzte sich nun nur immer tiefer hinein, um sich selbst nicht mehr zu hören. Da, heißt es denn auch, habe er in seiner Kriegswuth irgend wo ein Kloster eingeäschert, und alle Nonnen seyen ohne Beichte und Absolution beim Mahle Abends im Dampfe erstickt, bis auf eine, deren dumpfes, wunderliches Jammergeschrei die nach Beute suchende Schaar herbei lockte. Ihr wilder Führer stürzte zuerst in das Gewölbe. Er fand die Nonne mit letzter Kraft das steinerne

nerne Bild des Klosterheiligen umklammernd, das gleich am Eingange in die Mauer eingelassen war. Der Unselige stutzte vor der Schönheit des Mädchens; auch sie ließ die Arme bei seinem Anblicke sinken; Beide sahen einander sprachlos an; jetzt bückte er sich, sie zu umfassen: da krachte es um und über ihnen, die Bänder der Mauer ließen los, der Heilige stürzte herab, und begrub Beide unter seinem zermalmenden Gewichte.“ „Herr Gott! — rief Reinhold — die beiden Rosenstöcke —“ „Wie meynst du?“ fragte der General. — Doch eben jetzt nahte eine Ordonanz. Der Befehl zu schnellem Aufbruche war ergangen. Es war kein Säumen länger. Alles gerieth in Bewegung. Bald lag die Stadt und der stille Liliengarten weit hinter dem forttobenden Heere.

2.

„Lebst du, Reinhold?“ fragte eine liebe, weiche Stimme Abends auf dem Schlachtfelde bei Hanau, den todtwunden, ohnmächtig hingestreckten Jüngling. Dieser schlug mühsam die Augen auf. Der General

ral beugte sich vom Pferde zu ihm herab, und sah angestrengt in die starren leblosen Züge. Der halb Todte hob mühsam den Blick zu ihm auf. „Du lebst? — rief der bewegte Greis — Gott sey Dank!“ Schnell war er vom Pferde neben ihm am Boden. „Stirb nicht, liebes Kind! — flüsterte er, seiner Thränen kaum noch mächtig — stirb nicht, freue dich noch erst des Fortganges der guten Sache. Mein Sohn, welch ein Glück, daß wir endlich für sie mitfechten durften. O dränge den Tod zurück, Reinhold. Du siehst nun erst recht frisch in die Welt. Der Feind flie-het, der Rhein wird frei, hörst du, guter Sohn? Jener drückte matt des Oheims Hand; ein heiteres Lächeln schwebte um seinen Mund. „Nicht wahr — sagte der General — dir ist ein Stein von der Brust gefallen? Du bist nun erst etwas, seit du ein Vaterland hast, und ein Deutscher bist. Ich konnte es denken! Alle die Chimären von Welteroberer, Welterneuerer, die sind fort!“ Reinhold lächelte, und winkte beja-hend. Der Greis kniete neben ihm, er hatte dem geliebten Jünglinge den Arm

sanft

sanft unter den Kopf gelegt. „Könnte ich dich doch nur gleich von hier fort in Sicherheit tragen;“ klagte er ängstlich. Sie blieben so eine Weile still neben einander. Die Nacht lag dunkel und schweigend auf der dampfenden Blutstätte. Die Geister der Sterbenden wirrten ängstlich durch einander; wunderliches Wehen wogte durch die Luft; Reinhold richtete sich auf; es war, als komme ihm jetzt erst die rechte Besinnung. „Der Feind fliehet?“ fragte er umhersehend; der General drückte ihn an seine Brust. „Ha! – rief jener — das ist St. Croix Leichnam; ich habe meine Scharte ausgewetzt, guter Oheim! Sein böser Stern führte ihn mir zu; er mußte mir doch mitten im Kriege Genugthuung geben.“ „Kurzsichtiger! so hat ein Höherer deinen Eigenwillen gebrochen!“ „Aber — seufzte Reinhold zurück sinkend — ich büße es auch. Mir sitzen drei Stichwunden in der Brust, ich kann kaum noch athmen — das Dorf da — ach, wenn ich —“

In diesem Augenblicke führte der Hauptmann eine reitende Batterie vorbei. Er hielt

hielt sein Pferd an, und sah schweigend umher, Stellung und Lage, wie den Gang des Gefechtes noch ein Mal zurück denkend. „Wir haben — sagte er zu einem neben ihm haltenden Offiziere — der Kavallerie Raum geschafft, und doch — wie hat der Tod hier gemähet; aus welcher blutigen Saat muß uns die Freiheit kommen! Deutschlands Jugend! O!" Er wandte sich bewegt ab, im Begriffe, weiter zu ziehen: doch der General hatte seine Stimme erkannt, und ohne etwas anderes, als das Schönste und Reinste im Menschen zu berücksichtigen, sagte er: „Herr Hauptmann! ein Wort. Hier liegt mein Neffe, Reinhold, schwer verwundet; helfen Sie mir, ihn unter Dach und Fach bringen, und für ärztlichen Beistand sorgen." Der Hauptmann schwang sich sogleich vom Pferde. „Mein Gott! — rief er, vor dem todtbleichen blutenden Reinhold zurück bebend — so hart hat es ihn getroffen!" „Ja, ja — entgegnete der Oheim — es sieht ernsthaft aus!" Behend und gewandt hatte indeß der Hauptmann den Ohnmächtigen in seine Arme genommen: „Wir setzen ihn

auf eine Kanone, und gehen, ihn haltend, neben her." Reinhold sah bei der ersten Bewegung, die man ihm machen ließ, schmerzlich auf. Des Hauptmannes Thränen fielen heiß auf sein kaltes Gesicht. „Ach so! — flüsterte er —, Sie sind es! — Herr Hauptmann! — rief er jetzt auffahrend — es sitzt nichts mehr von daher auf mir; der todte St. Croix mag es Ihnen sagen, daß ich rein bin; Sie können nun länger keine Einwendung —;" wie erlöschend gieng ihm hier wieder der Athem aus; schlaff und widerstandslos fiel sein Kopf an des Hauptmannes Brust, dieser küßte ihm leise die geschlossenen Augen. „Tapferes Herz! — sagte er bewegt — könnte ich dich retten!"

Mühsam schafften sie den Hülflosen jetzt fort. Der General folgte stumm der Kanone, auf welcher Reinhold mehr hieng als saß; der Hauptmann und einer seiner Leute wachten sorglich auf jede Bewegung ihres Pflegebefohlenen. In dem nächsten Dorfe, das nur ein Paar Hundert Schritte entfernt lag, kamen sie denn nun auch wohl

end-

endlich an: doch verlassene, ausgeleerte, mit verwundeten Deutschen und kranken Franzosen überfüllte Hütten ließen wenig auf Erleichterung des armen Reinholds hoffen. Glücklich genug, daß der Hauptmann ein leeres Plätzchen in einem schmutzigen Stalle fand, wo der Wunde auf einem Lager vermoderten Strohes seinen Tod oder Hülfe und Rettung erwarten mußte. Er selbst hatte nicht Zeit, länger zu verweilen; seine Ordre führte ihn noch in dieser Nacht weiter. Die allzu tiefe Bewegung inneren Mitgefühles bekämpfend riß er sich jetzt los, und zog seines Weges, dem Himmel das Weitere befehlend.

Auch dem Generale waren die Augenblicke zugezählt. Er brachte sie in der tödtlichsten Unruhe und dem Umherspüren und Suchen nach einem Chirurgus zu. Endlich fand er einen ältlichen Mann von der österreichischen Armee, der trotz seiner Jahre, was er an Einsicht und Geschicklichkeit besaß, dem Vaterlande freudig zum Opfer brachte. An Form und Disciplin gewöhnt, genügte ihm des Generals Aufforderung,

diesem

diesem sogleich zu folgen. Von schlichtem, sanftem Ansehen, karg an Worten, mit einer gewissen Herkömmlichkeit in Bewegung und Handlungsweise gieng er an sein Geschäfft. Des Generals fragenden Mienen begegnete ein ruhiger, ungestörter Blick; seinen bangen, halb ausgesprochenen Fragen ein begütigendes „Ei nun! wir werden sehen! das ist keine Sache, worüber man sogleich sein Urtheil fällen mag!" — wobei es denn auch sein Bewenden hatte, ohne daß der bekümmerte Oheim mehr heraus brachte. Dieser mußte denn auch zuletzt seine Sorgen und Wünsche Gott übergeben, und seinem ferneren Berufe folgen.

So lag denn nun Reinhold von allen freundlichen, bewahrenden und haltenden Lebensbanden schon wie abgelöst, den Todten näher wie den Lebendigen, auf einem Häufchen Stroh hülflos hingestreckt, fort der kühne Flug der Gedanken, das stolze Herz gebrochen, gebunden alle Kräfte, ohne Spur des Bewußtseyns, selber nichts wollend und nichts vermögend.

Das währte ein Paar Tage; man hätte den Regungslosen wohl unter die Todten geworfen, wäre der alte, wachsame Chirurgus nicht gewesen: doch der wußte, daß unter der bleichen Hülle eine kräftige Natur arbeitete, und begleitete den inneren Gang der Genesung mit allem, was die armen Mittel darboten.

In der Nacht des dritten Tages trat der Arzt mit einer Laterne zu Reinholden. Man war bis jetzt mit dem Transporte der Verwundeten beschäfftiget gewesen, die zur weiteren Verpflegung in die nächsten Städte geschafft wurden. Der Chirurgus hatte sich indeß dahin erklärt: daß er bei den Tödtlichkranken zurück bleiben, und ihren Tod oder ihre Genesung hier abwarten wollte; und deßhalb mit den allmählig zurück kehrenden Dorfbewohnern und ihrem leutseligen Pfarrherrn Rücksprache genommen. Ein Saal in der Amtswohnung sollte, von alten verrotteten und vermotteten Mobilien gesäubert, den Unglücklichen geräumt werden. Alles war im Gange; der menschenfreundliche Arzt hatte Reinhol-

den seit diesem Morgen nicht gesehen; er freuete sich, ihn jetzt wenigstens aus diesem unsauberen Winkel herausbringen zu können. So in seinem guten, stillen Wirken alles beachtend und erwägend, hatte er gleichwohl den Pfarrer gebeten, ihn zu begleiten, im Falle der Kranke durch eine Luftveränderung dem Tode näher treten, und bei rückkehrendem Bewußtseyn geistlichen Beistand fordern sollte; Fälle, die in seiner langjährigen Erfahrung mehrere Male vorgekommen waren.

Als sich nun beide Männer im flackernden Scheine der halb offenen, zerbrochenen Laterne der elenden Ruhestätte des armen Reinhold naheten, fanden sie diesen aufgerichtet, den Kopf an das hölzerne Fachwerk des Stalles gelehnt, da sitzen, und mit matten, seltsam fragenden Blicken umhersehend. In der ersten Dämmerung des Bewußtseyns starrte er die Eintretenden überrascht an. Der volle, vom Zuge zurück gedrängte Lichtschein überstrahlte diese; sie standen in der tiefen Dunkelheit, welche Reinholden bis dahin umgab, leuchtend da.

Der

Der Kranke schloß die Augen; und als der Geistliche mit absichtlich gedämpfter Stimme sagte: „Wir kommen, Sie aus diesem finstern Orte abzuholen,“ murmelte Jener: „Ich bin wohl noch nicht so weit.“ Der alte Chirurgus faßte ihn darauf bei der Hand, und fragte ihn, ebenfalls leise, wie man zu einem vom Fieber Geschwächten redet: wie er sich anjetzo fühle? „O — entgegnete Reinhold — körperlich ist mir ganz leicht, doch sonst —“ er schwieg wieder, und schloß jedes Mal die Augen wie geblendet, so oft er sie gleichsam wider Willen aufschlug.

Der Arzt empfand schnell, daß hier eine Sinnesbefangenheit obwalte, und, diese schonend, sagte er: „Vertrauen Sie sich uns nur ganz und getrost, wir wollen Ihr Bestes.“ „Das glaube ich wohl — flüsterte der Kranke — ich weiß auch für mich nichts zu thun.“

Er ließ es hierauf willig geschehen, daß ihn ein Paar rüstige Bauern auf eine Tragebahre legten, und recht eben und behutsam des Weges trugen, welchen die

beiden voraus leuchtenden Führer ihnen zeigten.

War es nun allgemeine Regung des Mitleidens, oder hatte Reinhold ganz besonders des Pfarrers Theilnahme erregt, genug, dieser äußerte dem Arzte: wie er sich durch den rührenden Anblick des kranken Offiziers aufgefordert fühle, ihn in seine ganz eigene Pflege und Obhut zu nehmen; und deßhalb seine zwar beschränkte, dennoch in vieler Hinsicht freundliche und bequeme Wohnung zu dessen Aufenthalte hiermit anbiete. Der Arzt, vom Anfange her durch des Generals Empfehlung sowohl, als durch eine gewisse beseligende Wärme, welche des Oheims Liebe über den Jüngling ausgoß, für diesen eingenommen, ergriff mit großer Bereitwilligkeit den gethanen Vorschlag. Sogleich richteten Beide ihre Schritte nach dem Pfarrhause. Reinhold, unwissend, was man über ihn beschlossen, unwissend über alles, was um ihn vorgieng, folgte unter seltsamen Vorstellungen dem Lichtscheine, der seinen Weg erhellte.

Des Geistlichen Mutter, eine alte, klar aussehende Frau, von schönen, schlichten Zügen und sanftem Wesen, sah, auf das Geräusch des Eintretenden, aus der Stubenthür; und schnell fassend, was hier zu thun sey, weckte sie die Magd, holte eilig den Schlüssel zu der großen, noch von der Flucht her auf dem Hausflur stehenden Weißzeugkiste, und bettete den Kranken, so schnell sie konnte, in dem einzigen, wohnlichen Zimmer, das ihnen ihr Hausstand und die Unruhen der Zeit frei ließen.

Es war dies des Pfarrers Studierstübchen, eng' und klein, nur von Einem Fenster, welches mit Wein umrankt, wie durch einen grünen Hoffnungsschleier, den Blick über einen hellen, klaren See nach der bläulichen Ferne hinaus sehen ließ. Außer einem alten, nußbaumenen Schreibetische und einem Klaviere fand nur noch ein Bücher-Repositorium in dem Zimmerchen Raum: so daß man das Instrument vor das Fenster rücken mußte, um Reinholds Bett gehörig zu stellen. Der Arme ward ohnmächtig hinein getragen: denn schon

einige Schritte vor dem Hause vergiengen ihm in der entwöhnten Bewegung die Sinne; so kam es denn, daß er von nichts wußte, was mit ihm geschah, und in reiner Wäsche und weißen Betttüchern da lag, ohne sich selbst zu kennen.

Es war eine stürmische, tobende Herbstnacht. Das Haus lag von dieser Seite frei; der Wind stieß gegen das wohl nicht allzu feste Fensterchen; die Scheiben klapperten in dem abgelösten Bleirande; feiner Zug drang hindurch, und fuhr über die Tasten des offen stehenden Klaviers. Leise bebten diese in der zitternden Berührung; es war mehr ein Rauschen als ein Klingen zu nennen: doch mitten unter diesem Geflüster der Töne riß eine Saite schrillend entzwei. „Das kommt davon — sagte die gute, alte Mutter, die allein bei dem Kranken in einem Winkelchen saß, leise vor sich — das kömmt von der falschen Stellung; das Klavier mußte in des Sohnes Schlafkammer getragen werden.“ Reinhold aber war auf den scharfen Laut in die Höhe gefahren. Er sah starr nach dem Fen-

Fenster; der Vollmond goß seinen ganzen Lichtstrom über die vom Winde bewegten Ranken, so daß das Licht wogend auf und nieder schwebte. „Ich bin gerettet — sagte der Kranke — die Seele ist frei!“

Er blieb eine ganze Weile wie verzückt. Dann blickte er auf sich selber nieder, lächelte, und sagte, ohne das Ansehen zu haben, als werde er Jemand außer sich gewahr: „Nun, wie lange soll ich denn noch in diesen Tüchern liegen?“ — Er bewegte sich darauf einige Mal unruhig, seufzte, richtete sich auf's Neue, wie erwartend, in die Höhe, sank dann wieder in die Kissen, und sagte leise: „Nun, es wird auch kommen! Hat er mir die Seele entkleidet, wird er es auch mit dem Leibe wohl zu machen wissen!“

Nach einer Weile schien es, als schlafe er: doch er lag nur ganz still, die offenen Augen unverwandt nach dem hellen Fenster gerichtet. Er athmete so leise, daß die gute alte Frau, trotz aller Anstrengung, nichts davon vernahm. Es überfiel sie die Angst, der Kranke möge gar gestorben seyn;

und

und leise schlich sie hinaus, den Sohn zu rufen. Dieser kam denn auch sogleich. Er hatte unmittelbar, aus dem Bette steigend, einen grauen, faltigen Mantel über gehangen, und trat leise, auf Socken gehend, geräuschlos zur Thür hinein. Doch kaum bemerkte ihn Reinhold, als er, in die Hände schlagend, rief: „Nun kommt's, nun kommt's!“

Der Geistliche faßte sanft seine Hand. „Was kommt? — fragte er, zu dem Kranken gebeugt — was wünschen Sie, das komme?“ Reinhold lächelte seltsam, als wolle er sagen: Das fragst Du? Du weißt es wohl. Doch als der besorgte Pfarrer, eine Geistesverwirrung ahnend, lebhaft in ihn drang, sagte Jener: „Warum, heiliger Franziskus, redet Ihr die Weltsprache? Eure Worte klangen kürzlich ganz anders.“ Der Geistliche seufzte, ungewiß, welche Antwort er dem Geistlichen geben dürfe. „Ihr seufzet? — fuhr Jener fort — ach, so haltet Ihr nicht Wort, und ich darf nicht hier bleiben?“ — „Lieber Herr! — entgegnete der Prediger —

ger — Sie mißkennen mich, ich bin kein Heiliger, wohl aber Einer, der nach Heiligung strebt, und deßhalb denn auch nicht umsonst an Ihrer Seite steht. Möchte ich Stille und Klarheit für Sie erflehen können.“

Reinhold bog sich angestrengt zum Bette hinaus. Er sah den Geistlichen lange und prüfend an. „Sie sind wohl der Hauptmann? — fragte er. Ach Gott, ja, unsere Sache ist noch nicht ausgemacht — setzte er hinzu. Lebt denn der alte Streit auch hier fort? Ja, Blut habe ich nun nicht mehr; wie wäscht man denn hier die Ehre rein?“

Des Pfarrers Mutter war unter diesen Worten herein getreten. Sie hatte ein Licht in der Hand: denn die Lampe war im Erlöschen. Reinhold faßte sie verwundert ins Auge. „Diese — sagte er — hat ja auch des Hauptmanns Gesicht. Was wollt Ihr Alle von mir?“ —

„Ich habe einen Bruder — erwiederte der Pfarrer — welcher in Kriegsdiensten ist; vielleicht meynen Sie diesen: denn wir sehen einander sprechend ähnlich.“ „Sonder-

derbar! — flüsterte Reinhold — sehr sonderbar!" Es war, als sinne er nach. Ein Paar Mal fuhr er mit der flachen Hand über die Stirn. „Gott! Gott! — seufzte er aus tiefer Brust — ich kann mich gar nicht finden; wenn Alles ein Traum war — lächelte er, den Kopf an des Predigers Brust legend — Eines ist doch gewiß! nicht wahr, Eines ist gewiß?"

Er wiederholte das mehrere Male vor sich hin; seine Frage, wie es schien, an ein unsichtbares Herz legend.

„Es ist also wohl ein Wahn — hob er darauf schüchtern an — daß mich der Schutzheilige des alten verfallenen Klosters durch die Pforten des Todes führte? Ich lebe wohl noch?" — „Ja — sagte der Prediger — mein lieber junger Freund! erschrecken Sie nur nicht davor, wir sind noch mitten im Kriege; Sie dürfen den Kampf nicht fliehen wollen." „Gott bewahre mich! — rief Jener rasch auffahrend — wer darf das denken." Der Pfarrer wollte etwas erwiedern: doch Reinholds

holds Mienen giengen in die rührendste Weichheit über; seine Augen füllten sich mit Thränen: wehmüthig sagte er: „Ich hatte so viel erfahren; es war so heilig still in mir, die Seele schien befreit, ach! es ist menschlich vor dem matten dumpfen Streite zurück zu beben, der uns mit dem Eintritte in die Welt in seine Windungen verstrickt. „Den Streit — lächelte der Pfarrer — den fechten wir doch nicht mit eigenen Waffen aus; dazu bedürfen wir ein ganz gewaltiges Zauberschild — der Glaube, lieber Herr! ohne diesen ist auch der Tod nur ein dunkeler Führer, der uns in neue Labyrinthe verweist."

„Das eben — sagte Reinhold mit strahlendem Gesichte — das war es ja! das himmlisch-selige Vertrauen! die Sicherheit! Sehen Sie, mein unbekannter Freund, mir war, als hätte ich einen schweren Fall gethan, und ein Stein läge erdrückend auf mir. Ich konnte mich nicht regen noch bewegen; und wenn ich unter mich sah, so sah ich in eine dunkele Tiefe, wo es sich kraus und undeutlich, wie un-

förmliche Licht- und gestaltlose Wesen bewegte. Ich hörte Stimmen; es war, als sagten diese unaufhörlich: Stolzes Menschenkind, armes Menschenkind! Ich ward davon ganz betäubt. Ich erinnere mich nicht, wie der Stein von mir genommen ward. Aber ich athmete wieder; doch wußte ich nicht, wie mir war, noch wo ich hin sollte. Vieles wirrte sich von da an durch einander, Vieles kann ich auch nicht so sagen; und wollte ich auch, Sie wissen ja nicht —" Er versank aufs Neue in tiefes Sinnen; und der Pfarrer, ein geheimes Entwickeln des Innern im stillen Mitempfinden begleitend, begnügte sich: sein gefühlvolles Auge schweigend auf dem Kranken ruhen, und diesen an der sanften Wärme menschlich-liebender Theilnahme vollends erwachen zu lassen.

Manches trat denn auch so nach und nach in Bruchstücken aus Reinholds Seele hervor. Er redete von dem Klostergarten, von jener alten Familiensage, welche ihm der Oheim mitgetheilt hatte. Es war sichtlich, er hatte sich für den wilden Reinhold gehal-

gehalten, den die Trümmer des eingeäscherten Klosters begruben. Verwirrend giengen Erinnerungen aus seinem eigenen Leben mitten durch das Alles hindurch; er war Er selbst, und auch ein anderer. Am meisten redete er von der engelschönen Nonne, welche nachher auf dem Steine gesessen habe, unter welchem er lag. „Ihr mondliches Schattenwesen — sagte er — goß glänzenden, duftenden Lebenshauch über mich, der wie Flötenklänge durch die Luft zog.“ Hier verwickelten sich Reinholds Gedanken auf's Neue. Er redete wie im Traume. Nur so viel kam heraus, der Klosterheilige sey plötzlich vor ihn hingetreten, und habe, auf die Nonne zeigend, gesagt: Dies ist deine verloren gewesene Seele. Laß sie nur still in dich eingehen. Ich will dich auch frei machen, damit du sie nicht wieder einbüßest.

Reinhold verstummte hier, wie von etwas Unsichtbarem, Ueberschwenglichem gehalten. „Ich war so selig — seufzte er — wie ich es gar nicht sagen kann. Kein Zweifel kam in meine Seele. Ach! und

die

die Zweifel waren es sonst immer, die mich so quälten. Jetzt war Alles heimlich, süß, warm und wahr. Ich empfand meine wieder gewonnene Seele. Der Heilige zog mich auch so unversehens fort auf seinem leuchtenden Wege. Ich wußte nichts von mir. Da war es plötzlich, als sey etwas gerissen. Ich erschrak. Nun — dachte ich — bin ich frei. Mir kamen nur die Sinne wieder!"

Dem Pfarrer und seiner Mutter war es indeß klar geworden, wie die äußeren Vorfallenheiten so wunderbar in Reinholds Fieber-Phantasien hineingespielt, und dem geheimnißvollen Sehnen seiner Brust ein wirkliches Daseyn geliehen hatten. Was hiervon höherer Führung angehörte, blieb Beiden nur dunkle Ahnung, die sie still auf sich beruhen ließen; doch leicht war es, aus dem Allen eine schöne, lebendige, durstende Seele heraus zu fühlen, der es von jeher um das Größte und Bleibendste zu thun gewesen, und die den Frieden unverlierbaren Besitzes auf's Neue in dem Schaume der Träume verronnen glaubte.

Dem nachdenkenden Geistlichen war es lieb, daß Reinhold jetzt nichts weiter sagte, was ihn zu antworten gezwungen hätte; denn er hegte stets eine demüthige Scheu, durch voreilige Worte an der inneren Arbeit der Gemüther zu stören. Und so segnete er doppelt den Schlaf, der sich besänftigend auf des Erschöpften Augen legte.

Es war hoch am Tage; der alte Chirurgus saß schon lange mit heiterem Gesichte an Reinholds Bette, als dieser mit jenem behaglichem Dehnen erwachte, das von schmerzlosem Ermatten und anmuthiger Gewalt des Schlafes zeugt. „Schau'n Sie! — sagte der Arzt — das nenn' ich mir eine gesunde Ruhe! Nun, Gott behüt's! es that auch Noth.“ Hell schien die Sonne auf des Kranken Bett; klar und lächelnd, wie sie, beugte sich die gute Hausmutter zu jenem nieder, und fragte gutmüthig: ob sie denn mit nichts aufwarten könne? etwa mit einem Löffelchen unschädlicher, erquickender Suppe. Reinhold sah sie freundlich an, und nickte bejahend. Sogleich brachte sie in einer weißen Porzellan-

schale

schale die schmackhaft bereitete Brühe, setzte sich, und führte selbst behutsam den kleinen silbernen Theelöffel zu den halb geöffneten Lippen ihres armen, verschmachteten Pfleglinges. Dieser genoß, was sie ihm bot, unter dankbaren, gerührten Blicken, und der süßen, beweglichen Erinnerung an eine geliebte Mutter, die daheim so manche stille Thräne seinetwegen vergossen hatte. War es doch immer ihrer reinen Seele zuwider gewesen, daß der geliebte Sohn in den Schaaren des Weltverderbers focht; schmerzlich ahnete sie, daß er die Verblendung mit seinem Blute, ach! und wohl gar mit der Seelen Seligkeit büßen werde. Ihr sanftes Bild trat dem armen Jünglinge jetzt so nahe, daß er die feuchten Augen schloß, um es noch länger vor den inneren Sinnen zu bewahren.

Ueberall hielt er sich still und zurückgezogen. Des Früheren gedachte er nicht mit einer Sylbe. Wenn indeß die Andern redeten, achtete er mit Theilnahme darauf; es schien, die herzlichen Worte giengen ihm so recht gutmüthlich ein; insbesondere bewegte

ihn die etwas wunderliche Freudigkeit des lebenskräftigen, höchst naiven, alten Chirurgus. Dieser lobte wechselsweise Gott und die herrliche Kunst in seiner tüchtigen, mit kuriosen Schnörkeln ausstaffirten Sprache über Reinholds Rettung, malte dessen Zustand in all der Verlassenheit und erbärmlichen Hinfälligkeit der Menschennatur so grell aus, schilderte ihn, wie er da gelegen, von seinen Sinnen nichts wissend, ein Gegenstand des Ekels und Erbarmens, und schloß endlich mit den Worten: „Sie waren, nehmen's nicht vor übel, um nichts besser, als ein armes Thier, dem die Vernunft zugeschlossen ist; und zu loben haben Sie den himmlischen Vater, daß er seinen Appell nicht in solchem Zustande an Sie ergehen ließ.“ Reinhold sah ernsthaft vor sich hin. Vieles mochte in seiner Seele vorgehen.

Er blieb gleichwohl den ganzen Tag heiter und klar. Oft ging ein ordentlicher Glanz der Rührung über sein Gesicht. Am Abende reichte er dem Pfarrer die Hand, indem er freundlich sagte: „Der heilige

Franziskus war doch bei mir, er hat mich nicht irre geführt. Es ist ein Leben und eine Liebe, hier, wie dort."

3.

Der langsame Fortgang von Reinholds Gesundheit hielt diesen den ganzen Winter über in der stillen Pfarrwohnung bei einer Familie zurück, von welcher es ihm längst kein Geheimniß mehr war: daß sie dem Hauptmanne zugehöre, der, von der Amtsversetzung seines Bruders früherhin nicht unterrichtet, diesen in dem Waffentumulte weder hier vermuthete noch vermißte. —

Drückend war das Gefühl seiner Schuld gegen seine Wohlthäter, so wie das Unheimliche unausgemachter Ehrensache, auf Reinholden zurückgefallen. Doch machte ihn Beides nur augenblicklich unruhig; im Ganzen hatte er gelernt, seine Sache dem zu überlassen, der ihm im Todeskampfe die Lebenspforte öffnete. Er ließ sich denn wohl in solchen Augenblicken menschlicher Sorge und Bekümmerniß von dem hülflosen Zu-

stande

stande erzählen, in welchem ihn der Prediger das erste Mal gefunden hatte; oder er nahm die Zeitungsblätter zur Hand, und übersah ein Mal wieder die großen, unbegreiflichen Ereignisse der Zeit, und sagte dann sehr ernst: „Wahrhaftig, wer das Alles für zufällige Menschenkraft hält, die leicht auf jener, wie auf dieser Seite seyn konnte — wer hierin keinen Zweck, keine erlösende und rettende Weltführung erkennt, an dem sind die Wunder eigener Erfahrung fruchtlos vorüber gegangen.

Gleichwohl konnte er einer kleinen Befangenheit nicht alle Mal Herr werden, so oft Briefe vom Hauptmanne einliefen. Dieser wußte sowohl von seines Bruders Aufenthalte, als er auch Reinholds dortige Anwesenheit von dem alten, zur Armee zurück gekehrten Chirurgus erfahren hatte. Mit der innigsten Theilnahme erwähnte er stets des kranken Freundes, und empfahl den lieben Gast ganz besonders der mütterlichen Pflege. Und wenn denn nun die liebe alte Frau freundlich mit ihrer segnenden Hand über Reinholds Wangen strich, und so

recht angelegentlich sagte: „Könnte ich nur so, wie ich wollte! Sie wären längst schon wieder hergestellt, und hülfen den Andern bei ihrer sauren Arbeit; denn es liegt Ihnen doch schwer auf dem Herzen, wenn Sie davon hören, das fühlt sich wohl.“ Dann fuhr es Reinholden wie ein Stich durch die kranke Brust: Weißt du, arme Mutter, was du wünschest? — wer sagt dir, daß du nicht den Arm kräftigen hilfst, der dir den Sohn erschlagen wird! Doch eine mildere Stimme rief gleich darauf: „Nein, das wird Gott nicht wollen, so schwer wird er meine kaum erleichterte Seele nicht belasten!“ Wie es aber enden, was daraus werden sollte? Es blieb ein Räthsel, dessen Unauflöslichkeit wie ein dunkler Fleck vor die innere Klarheit seines Gemüthes trat.

Es gestaltete sich überall Vieles im Aeußern so trübe für ihn. Ja es hatte das Ansehen, als ob gerade in dem Maaße, wie die großen Zeitumwälzungen das Leben im Allgemeinen erneuerten, sein eigenes persönliches Daseyn verdämmernd darin un-

tergehen sollte. Denn waren gleich seine Wunden geheilt: so blieb ihm doch eine gewisse verzehrende Siechheit, die ihn noch immer in dem schwankenden Zustande des Kränkelns oder Genesens erhielt, und heute Hoffnungen gab, die der nächste Tag verwischte. Deßhalb hatte er denn auch noch immer keinen Entschluß fassen, keinen entscheidenden Schritt thun mögen. Oft sagte ihm eine tödtende Mattigkeit, der fieberhafte Reiz kranker Nerven, gepreßte, ängstigende Athemzüge; es ist aus für dieses Leben, mit aller freudigen, kühnen Jugendthat, die Kraft ist gebrochen; dir wird auf Erden nicht viel mehr zu thun übrig bleiben! Er sammelte dann das Gemüth zu stiller Ergebung, und dachte darauf, seinen Aufenthalt zu verlassen: um in der Heimath, an der Seite der bangen, bekümmerten Mutter, welcher er, aus Schonung, das Mißliche seines Zustandes verborgen hatte, den kurzen Rest flüchtiger Stunden in frommer Liebe zu verleben. Doch solchen Augenblicken folgten andere, in denen das Jugendblut rascher wallte, der bewegliche Geist feurig aufblitzte, und

Lust

Lust und Liebe zu Beruf und Vaterland, der Hoffnung Schwingen, dem Willen Zuversicht gab, und der arme Jüngling schon wieder den Degen in der Hand, das liebe, ihm seit lange fremd gewordene Pferd unter sich fühlte. Dann ging die Phantasie ihren Riesenschritt; es gab kein Zeitmaaß mehr; in den nächsten Tagen sah sich der Ungeduldige auf dem Wege nach Ruhm und Ehre; die kurze Frist mochte er ja wohl noch hier bei den besten, treuesten Menschen verweilen. Ach! es bereiteten ihm solche Stunden nur neues und quälenderes Zurücksinken in die vorige Abspannung. Der Pfarrer begleitete diesen bei jeder Kriegsnachricht, bei der Ankunft von Briefen oder Zeitungen eintretenden Wechsel stets mit zärtlichem Mitleid, und suchte Reinholden schonend durch so manche sorgliche Klippe der neuesten Zeitumstände durchzuführen.

Der Frühling mit seinen milden und rauhen Aprilschauern war indeß eingetreten. Das schöne, der Natur wie dem Menschen tief bedeutsame Fest der Ostern nahte. Schon goß der Vollmond, der erste nach der Son-

nenwende, sein rührend stilles Licht auf die träumende Erde. Reinhold saß in ernstem Gespräche mit dem Pfarrer Abends spät am Fenster, den Blick hinaus auf den silbernen Glanz des See's gerichtet. Ihre Seelen empfanden unter den thauigen Nebeln der Verkündigung die Nähe eines hellen, unverlöschlichen Lichtes. Unaussprechliche Sehnsucht schwellte Reinholds Brust; er hatte die Hände gefalten, und sah gleichsam im Geiste die Rosenwolke einer neuen Sonne sich aufthun.

Im Hause war noch alles munter; die thätige Mutter ordnete und arbeitete für das nahe Fest, das sie ihr Leben lang mit besonderer Liebe und allem zulässigen Aufwande gefeiert hatte. Auch jetzt wollte sie ihren Hausgenossen nach so manchen überstandenen Entbehrungen das gewohnte Freuden- und Liebesmahl mit der alten Sorgfalt bereiten helfen. Sie wachte deßhalb bis in die Nacht hinein, und ward nicht müde, hin und wieder zu gehen, zu holen, zu bringen und wegzusetzen. Jetzt öffnete sich die Thüre, und mit ihrem wei-

ßen Nachthäubchen freundlich zu den Beiden hineinsehend, sagte sie: „Hört Ihr nichts? es läßt etwas jenseits des Riedes hinter dem Obstgarten, da, wo die Landstraße an dem Dorfe entlang geht.“ Schmetternd und dann wieder verhallend, drangen jetzt die Töne näher. „Trompeten! — rief Reinhold, vom Stuhle auffahrend — Lassen Sie mich!“ — bat er, zur Thüre eilend. „Was wollen Sie thun? — entgegnete der Pfarrer, sanft seinen Arm fassend. In der Nachtluft — Sie glühen — Ihre Pulse schlagen heftig in meiner Hand! Um die Welt möchte ich Sie nicht gehen lassen. Nur einen Augenblick gedulden Sie sich, ich bin gleich wieder hier.“

Er flog zum Hause hinaus, indeß Reinhold seufzend an das Fenster lehnte, mit Wehmuth seine Ohnmacht und kränkelnde Zerrüttung fühlend.

„Eine Staffette!“ — rief ihnen jetzt der zurückkehrende Prediger schon von weitem entgegen. Er hielt einen Brief in der Hand, und hob diesen einige Male triumphirend in die Luft. „Von meinem Bruder

der!" — sagte er im Hineintreten, unter kurzen, von Freude bewegten Athemzügen. Er meldet uns etwas Großes, er selbst — o hört doch!" Die Mutter schlug, ohne ein Wort zu sagen, die Hände zusammen, und sah demüthig und voll Inbrunst gen Himmel; dann putzte sie das Licht, und hielt es dem Pfarrer hin; dieser las:

„Die Verbündeten sind in Paris; der letzte Kampf ist hoffentlich gekämpft, der Friede nahe. Ich bin als Kourier nach — gesandt, im Verfolge eines anderweitigen Militärgeschäfftes. Bald kehre ich zurück. Dann umarme ich meine geliebte Mutter, und Dich, treuer Eduard; bis dahin sind die Minuten gezählt."

Einige Augenblicke hindurch schwiegen Alle. Des Pfarrers Mutter mußte sich setzen, die schwankenden Knie zitterten unter dem Sturme der Seele. In Reinholden schossen sichtlich mehrere entgegen strömende Gefühle kämpfend gegen einander. Doch sagte er zuerst: „Wie schön, daß wir gerade jetzt den Frieden erwarten dürfen. So ist denn der entsetzliche Streit

nun

nun auch geschlichtet!" — setzte er mit feuchtem Auge hinzu.

— Er konnte aber einer großen innern Rührung nicht widerstehen, sondern mußte sich eilig entfernen, um der gepreßten Brust in einem heißen Thränenstrome Luft zu machen. Zwischen durch jubelten, sangen und trommelten auf den Straßen die freudig erweckten Dorfbewohner. Das Posthorn hatte Alle aus dem ersten Schlafe gerufen, die frohe Botschaft lief von Munde zu Munde. An Weiterschlafen war nicht mehr zu denken.

Auch Reinhold schlief nicht. Der erste Ostermorgen fand ihn sehr erschöpft in halbem Schlummer auf seinen Decken hingestreckt. Als der Pfarrer zu ihm hereintrat, sagte er sanft: „Ich wollte zu Ihnen in die Kirche gehen, ich kann aber nicht. Doch habe ich auch hier viel zu denken." Der bekümmerte Freund sah ihm leutselig in die Augen, als wollte er sagen: darf ich wissen, was dich, gute Seele, beschwert? Reinhold aber, als errathe er seine Gedanken, reichte ihm die Hand, und

sagte: „Ist es nicht betrübt, daß der Mensch immer in sein altes Gefängniß zurückkehrt, wenn er auch schon wirklich die Freiheit gekostet hat? Mußte ich bei so großer Wohlthat klagend an mich selber denken, und trug ich so wenig der besten Liebe in mir, daß ich mich über alles liebte?“ „Mein treuer Reinhold — erwiederte der Pfarrer gerührt — lassen Sie sich es nicht wundern, wenn Tag und Nacht wechseln, bis das entwöhnte Auge die ewige Klarheit ertragen lernt. Wir fliegen nicht, wir reifen in das Reich des Unwandelbaren hinein.“ „Ja — sagte Reinhold — Tag und Nacht — das ist etwas Anderes. Nachts schläft der arbeitende Geist, und wächst bewußtlos in seines Gottes Arm; solche Stille und Abwesenheiten kenne ich wohl; doch Kobolde dürfen nicht vor dem geschlossenen Auge herum tanzen, die zerreißen das Traumnetz. Beten Sie — setzte er, dem Prediger die Hand drückend, hinzu — daß die Quälgeister mich nicht immer plagen.

Als nun die Kirche aus, und der Geistliche an der Seite seiner frommen Mutter

wieder

wieder nach Hause kam, fanden sie ihren geliebten Kranken im Sonnenscheine zwischen den locker gegrabenen Beeten im Garten auf und nieder gehen. Rührend sahen die knospenden Bäume, die frisch gekeimten Primeln und Narzissen neben dem geisterbleichen hinschwindenden Jünglinge aus. Er schien die Kommenden nicht zu bemerken; leise scharrte er mit einem Stöckchen in die Erde, und freuete sich der geschäfftigen Ameisen und Käfer, die, nach dem Lichte durstend, den warmen Sonnenfleckchen zueilten. Alles — dachte er — sucht den beseelenden, heiteren Strom des Lichtes. Der Mensch allein weiß, wo er ihn finden kann.

Als er den Pfarrer gewahr ward, trat er heiter auf ihn zu. „O! — sagte er — es ist Alles wieder klar. Ich bin zufrieden. Doch — setzte er hinzu, zwischen beiden geliebten Menschen langsam auf und abgehend — geben Sie ein Mal Acht, wie das Herz stets da büßt, wo es eigentlich genießen wollte. Wie oft habe ich mich als Held dieses Krieges angelächelt! Wie

war ich meiner Thaten gewiß, was sollte nicht alles durch mich geschehen! Erst an meines Götzen Seite, dann diesem zum Strafgerichte. Ein erwähltes, geweihetes Werkzeug dünkte ich mich. Nun bindet eine höhere Gewalt meine Glieder; keinen Theil, gar keinen sollte ich an dem großen Werke haben; ich fand das fast allzu hart, und jammerte in dieser Nacht mit unbilligen Thränen darüber. Ich vergaß, daß ich das Recht an Theilnahme vom Anfange her verscherzte."

Es blieb von da auch so klar und heiter in seiner Seele. Er schien sich ganz selbst zu vergessen, und kam den Andern sogar kräftiger und gesunder vor. Der Geistliche beobachtete ihn mit steigender Theilnahme; er glaubte zuweilen eine ganz besondere Helligkeit des Geistes an ihm wahrzunehmen. Oft ward er durch wahre Lichtblitze seines Inneren überrascht. So erinnerte er sich späterhin noch mehrmals, daß, als er Reinholden mit Napoleons Entsagung bekannt machte, Jener lachend ausrief: „Das ist eine Narrensposse, die

er

er mit sich und der Welt treibt! Wie soll der entsagen? — man leistet nur Verzicht um höheren Gewinnes willen. Er hat nichts Höheres, er wird das Besessene bald wieder zurückfordern.“

Reinholds Gesundheit war indeß in einen Zustand übergegangen, der weder augenblicklichen Tod fürchten, noch auch Genesung erwarten ließ. Die Natur macht zuweilen einen kurzen Stillstand, ehe sie sich in ihrer Richtung entscheidet. Der arme Jüngling ahnete selbst wohl, daß ihm die grüne Frühlingshülle nur sein nahes Grab verdeckte. Mit stiller Wehmuth sah er hinter dem Blüthendache des Lenzes aus der Ferne graue Herbstnebel aufsteigen, die ihm unsichtbar sein Leichentuch woben. Er wollte die kurze Frist nutzen. Der Friede war ja ohnehin erklärt; er kam um seinen Abschied ein, und beschloß, bevor er in das älterliche Haus zurückkehrte, noch ein Mal den Klostergarten zu besuchen, dessen stilles Andenken, auf so geheimnißvolle Weise, mit der Geschichte seines Innern zusammenhing. War es Schüchternheit, die das

Tiefstempfundene am wenigsten auszuspre-
chen wagt, oder fürchtete er irgend einen
Widerspruch, genug, er theilte seinen bei-
den geliebten Pflegern nur so viel mit: daß
er sie verlassen, und die Sorgen seiner Fa-
milie, durch die endliche Rückkehr in ihre
Mitte verscheuchen müsse. Er betrieb die
Ausführung seines Vorhabens zugleich so
schnell, daß er Tag und Stunde zur Ab-
reise fest setzte, Briefe abgehen ließ, Pfer-
de bestellte, und mit einer so bangen Hast
jeder Einwendung der sorglich bedächtigen
Mutter begegnete, daß diese kopfschüttelnd
schwieg, und ihn gewähren ließ.

Doch, als sollte der alten, immer wie-
der ein Mal aufflackernden Ungeduld seines
Gemüthes auf's Neue, wenn auch nur
momentan, ein Damm entgegengestellt wer-
den, so fiel am Abende vor dem angesetz-
ten Reisetage solch heftiges Frühlingsgewit-
ter, und gleich darauf so schneidende Kälte
ein: daß Reinhold, selbst im Zimmer un-
angenehm davon ergriffen, nicht daran den-
ken konnte, sich den rauhen Einflüssen
veränderter Witterung auf einer Reise aus-

zusetzen. So, gleichsam auf's Neue wieder vereinigt, der Pfarrer und seine Mutter des kurzen Aufschubes froh, Reinhold durch ihre warme Liebe, über die kleine Störung hinaus gehoben, saß die Familie Morgens vor dem Kamine beim Frühstücke. Reinhold bemerkte, daß der Frühling stets in der Begleitung hemmender, oft trübe widersprechender Ereignisse für ihn eintrete, ja, daß von jeher ein gewisses Mißlingen und Necken des Geschickes ihn in den ersten Monaten des Jahres treffe. Und doch liebe er diese Jahreszeit vor allen andern. Vielleicht — setzte er hinzu — daß meinem allzubeweglichen Gemüthe, zugleich mit der Wiederbelebung der Natur, das Ungenügende aller Erdenfreuden empfindlich werden sollte.

Er hatte dies Letztere kaum ausgesagt, als, nach einem leisen Flüstern draußen im Flur, ein rascher Druck auf die Klinke der Thür diese aufriß, und der Hauptmann athemlos in die Arme seiner Mutter stürzte.

Ein Strahl dieser großen, allgemeinen Freude rührte auch an Reinholds Herz; doch

doch entfärbte er sich, und zuckte verlegen zusammen, als ihn der Hauptmann umfangen und innig an die Brust drückte.

Auf dieser tapfern Brust blitzten viele bedeutende Orden, alle von den verbündeten Machthabern ausgetheilt, keiner, der an die Vergangenheit erinnerte. Beschämt dachte Reinhold an sein armseliges Legionsband, das einzige Ordenszeichen, das er jemals besessen. Was der rothe Flammenstreifen von jeher gethan hatte, sich störend zwischen verbrüderte Herzen zu legen, das that er auch hier.

Reinholden fuhr die Erinnerung davon wie ein Schnitt durch die Seele. Freilich zwang er den Blick von so abirrenden Vergleichen hinweg; doch eine zarte Stimme fragte heimlich: warum denn er gerade so begünstiget? und weßhalb müssen wir einander hier treffen? Reinhold verstopfte sich beide Ohren vor der Frage, nahm sich zusammen, und hörte mit Theilnahme den lebendigen, höchst anschaulich darstellenden Erzählungen des Hauptmannes zu, welcher mit kriegserfahrener Sicherheit die Ge-

schichte der letzten Monate, wie ein bewegliches Gemählde, vor seinen Zuhörern aufrollte. Doch, der arme früh gelähmte Jüngling, dem das Leben durch alle die Schilderungen so sinnlich nahe trat, und die alten Wünsche und Hoffnungen mit glühendem Athem wieder anblies, bezwang sich vergebens; er war aus seiner friedlichen Ergebung plötzlich aufgeschrien; und dieser Schrei, er fühlte es, spaltete sein Inneres, so lange bis er sich vor sich selbst gerechtfertigt, und vor dem Gegner behauptet hatte.

„Wir taugen nicht eher bei einander — sagte Reinhold, den Kampf des ganzen Tages in seinem einsamen Zimmer überdenkend — bis wir einander ohne Rückhalt fest und sicher ins Auge sehen können. Jetzt klingt die zerrissene Saite in meiner Brust durch, ich mag es anfangen, wie ich will. Ich werde mit ihm reden — setzte er hinzu — gleich morgen, und dann muß ich fort von hier, und ihn erwarten, wohin er selbst es will."

Am anderen Morgen stand Reinhold

sehr früh auf, kleidete sich an, und eilte, den Hauptmann aufzufinden, von dem er wußte, daß ihn die Sonne stets außer dem Bette fand. Doch als er im Hineintreten in das andere Zimmer, den, welchem sein Herz sich nie ohne Beklommenheit nahte, an des Pfarrers Schreibetische sitzen, den Kopf über die aufgeschlagene Bibel gebeugt, emsig darin lesen sah, und ihm, als er nun dichter herzu trat, die stark unterstrichenen Texteswortе der künftigen Predigt „Seyd von Herzen sanftmüthig, und von Herzen demüthig“ wie Morgenlichter in das Auge strahlten: da fühlte Reinhold Etwas in seinem Inneren schmelzen, und es hätte des zärtlichen Blickes des Hauptmannes noch seines stumm gerührten Grußes nicht bedurft, um ihn ganz zu erweichen. Er mußte deßhalb auch an sich halten, und sich sammeln: denn jetzt wußte er nicht recht, was er sagen sollte.

Der Hauptmann errieth ihn. Er faßte seine Hand, und sagte mit bescheidenem Entgegenkommen: „Lieber Reinhold! suchen Sie mich? kann ich irgend eine Sorge

von Ihnen nehmen? irgend einen Zweifel lösen?“ — „Sie haben wohl — entgegnete Reinhold, seiner Rührung Herr werdend — das Vergangene unter dem vielfach Erlebten vergessen? Es ist vielleicht auch möglich, daß Sie sich dessen nur nicht so recht deutlich erinnern. Ich kann es aber nicht vergessen, ich darf es auch nicht. Ich habe das sogleich gestern empfunden. Sehen Sie! es ist nicht die Beleidigung, die könnten Sie zurück nehmen, die kann ich von Herzen verzeihen; die innere Ehre wäre so gerettet: doch die äußere will nichts Geschenktes, die muß quitt machen, oder sie erröthet vor sich selbst. Lieber Hauptmann! Sie fühlen auch: es steht Etwas zwischen uns, etwas Unklares, das freilich vor einer höheren Klarheit zerrinnt; das aber die äußeren Lebensverhältnisse stört, und uns nicht gut thut; jetzt am wenigsten, da ein sehr verschiedenes Geschick einen Mißstand in unserer Stellung erzeugt hat.

„Ich verstehe Sie! — entgegnete der Hauptmann, des Andern Hand stärker

drückend. — Doch, lieber Reinhold, wollen wir das Quittmachen, wie Sie es nennen, nicht bis zu Ihrer völligen Genesung hinaus setzen?"

„Soll auch ich Sie verstanden haben? — unterbrach ihn Reinhold ernst — denken Sie, der Tod könne hierin etwas ändern? Der Tod tilgt keine Schulden, er verwandelt nur die Art der Abzahlung. Ich will dieser Welt geben, was dieser Welt gehört, und frei von herber Beschämung, frei von aller Bitterkeit —" der Hauptmann fiel ihm überwältigt in die Arme. „O! du edler Mensch, zu was zwingst du mich auf's Neue!" „Das war es eben — fiel Reinhold ein — ich zwang Sie früher, mich zu demüthigen; jetzt muß ich Sie zwingen, daß Sie mir helfen, mich wieder zu erheben."

Beide standen eine Weile schweigend neben einander. „Nun, wohl! — sagte der Hauptmann, aus tiefem Sinnen auffahrend — wie und wo wollen Sie?" — „Auf Pistolen — entgegnete Jener — denn fechten kann dieser Arm nicht mehr." —

„O

„O Gott — seufzte der Hauptmann, beide Hände vor die Augen drückend — und hier?“ — „Nein! — entgegnete Reinhold — Ich habe noch eine Reise zu machen; auf meinem Rückwege schreibe ich Ihnen; wir treffen uns an einem unbekannten Orte zusammen.“ — „Und die Sekundanten? — fragte Jener — bedenken Sie, daß auch diese avertirt seyn müssen.“ — „Ja freilich, freilich! — sagte Reinhold. Nun es finden sich ja auch wohl ein Paar Kameraden, ehrenwerth und unbescholten genug, um Zeuge unseres reinen Zweikampfes zu seyn.“ Sie sanken einander hier noch ein Mal in die Arme. Der Hauptmann hätte so gern gleich jetzt mit seinem Blute das Mißverständniß gelöst, wenn es nur dem unbestechlichen Gefühle des guten, wahrhaften Reinhold genügt hätte. Dieser sah ihn indeß viel heiterer und inniger an. Alles war festgesetzt; seine Brust athmete freier.

Es folgten denn auch bald den letzten Winterschauern mildere Tage, in denen Reinhold zu reisen beschloß. Er theilte auf's

auf's Neue sein Vorhaben der Familie mit, die eben, wie das erste Mal, den gefaßten Entschluß zu bekämpfen suchte. Als es indeß wirklich so weit kam, und der bange, ungewisse Abschied Allen die Herzen öffnete und die Lippen schloß, drückte die gute alte Mutter den Scheidenden wiederholt an ihre Brust, indem sie mit bewegter Stimme flüsterte: „Sie eilen so, lieber Sohn! mich dünkt, Sie treiben sich selbst allzu ungeduldig; thun Sie das nicht, Sie wissen nicht, wozu.“ Es war wohl die bleiche Gestalt des armen, kranken Jünglings, die Allen den Tod aus der Ferne sehen ließ, wie er seine dürren Knochenarme nach dem Forteilenden ausstreckte.

Gleichwohl schien es, als gehe Reinhold einem erneuten Leben entgegen. Die Bewegung that ihm wohl. Die schöne heitere Mailuft mit ihrem Balsamathem hauchte ihn heilend an. Er ertrug die Beschwerden der Reise so leicht, daß er ein Paar Mal lächelnd bei sich selber dachte: ich soll wohl gesund werden, um recht freudig zu fallen! —

So

So kam er zu jener Stadt, die ihm so merkwürdig geworden war. Vor dem Thore fragte der Postillon, wohin er fahren sollte? Reinhold nannte den Gasthof am Markte. Die Thorschreiberin stand strickend, im Genusse friedlicher Ruhe, in der Thür, weiß ihr Mann in dem anstoßenden Gärtchen pflanzte und säete. Lehnchen saß, des ungestörten Absatzes gewiß, vor einem Tischchen, auf welchem heute die Honigkuchen, sauber geordnet, da lagen, unter der Thorhalle. Sie kannte Reinholden wohl nicht, als dieser vorbei fuhr: denn ihr Blick fiel nur neugierig zu ihm in den Wagen hinein. Meine kleine Wegweiserin — dachte er, durch sie noch lebendiger an jenen Tag erinnert — hast du mich schon ganz vergessen?

Im Gasthofe wollte man auch eben nicht der Vergangenheit gedenken. Der Wirth nannte Bonaparten einen elenden Wicht, und ließ die Verbündeten leben. Gleichwohl wurde viel über den Frieden gezagt und geklagt; ein Jeder hätte es anders gemacht, und besser, das bewies er

durch

durch sehr viele Worte. Reinholden — der in die Spiel- und Kaffeezimmer eingetreten war, indeß man oben das Seinige zurichtete — kam die Welt sehr laut vor. Der Schall und Dunst leerer Phrasen machte ihn müde. Er setzte sich matt in einen Winkel nieder. Vor ihm spielte ein feiner Mann von mittler Größe — blond von Haar und Farbe, in einem hellgrauen Fracke, sauber und anspruchslos gekleidet — schweigend seine Parthie Billard. Von Zeit zu Zeit warf er einen bescheidenen Blick auf Reinholden, dessen blasse Leidensmienen ihn wohl interessiren mochten. Jetzt traf es sich, daß er bei einer raschen Bewegung des Armes Jenen streifend berührte. Mit eben so wohlgezogener Geschliffenheit als liebenswürdigem Eifer entschuldigte er das Versehen, und eilte, dieses nach beendigter Parthie durch gefällige Annäherung vollends wieder gut zu machen. So entspann sich denn eine Unterhaltung, welche der armselige, reisemüde Reinhold bald würde haben fallen lassen: wäre der Fremde nicht auf die Merkwürdigkeiten der Stadt, und im Verfolge derselben, auf die

Klosterruine gekommen, für die er ganz besonders eingenommen schien. „Es ist Schade — sagte er — daß man über die Geschichte dieses Gebäudes nichts ausmitteln kann. In einer Zeit roher Kriegswuth soll es ein Raub der Flammen geworden seyn; man findet auch noch Spuren des Brandes an dem verwitterten Gemäuer. Ein Zufall — setzte er hinzu — hat neuerlich die Nachforschung auf's Neue gereizt, und Manches zu denken gegeben. Ein Kind des Ortes, ein feines Mädchen, schlief, durch Ermüdung verspätet, in einer Nische des Gemäuers ein. Der Gedanke an heilige Stätte, Kirche u. s. w. mochte sie wohl wachend beschäfftiget haben; genug, sie träumte von dem hiesigen Dome, sie sah ihn hell erleuchtet; vor dem Altare knieten ein Ritter und eine Nonne; ein hoher Mann, ganz durchsichtig wie Mondenschein (der eigene Ausdruck des Kindes) hielt das Jesusbild wie zu ihnen geneigt über ihre Köpfe; zugleich schallte aus allen Winkeln der leeren Kirche „Laßt uns den Leib begraben." Die Kleine fuhr erschrocken aus dem Schlafe auf. Es war

ganz

ganz dunkel geworden; sie wollte eilen, fortzukommen; und als sie die ersten Schritte wagte, stürzte das Gemauer hinter ihr zusammen; den ganzen Zwinger schienen unzählige Stimmen zu füllen, dazwischen rauchte es wie Flammenwirbel, sie kam in Todesangst zurück zur Stadt. Voll von ihrem Traume, wie von dem ganzen Vorfalle, erzählte das Kind geschwätzig umher, was ihr begegnet war. Als nun bald darauf die Umlieger hiesiger Gegend hieher kamen, Steine von der Ruine zu ihren Bauten zu holen, räumten sie zuerst die bereits lose abgefallenen weg, und kamen so nach und nach weiter: bis sie auf eine Grube oder Vertiefung stießen, die unmittelbar von dem Refectorium ausgieng. Sie war mit Schutt und großen Steinen gefüllt; doch entdeckte man bald eine weitergehende Höhlung, welche, der Richtung nach, mit dem großen Gange in Verbindung steht, der unter der Erde fort zu dem Dome führt, und seinen Ausgang unweit des Altares vermittelst einer kleinen Thür findet. Es ist gewiß — setzte der Erzähler hinzu — daß noch vor wenigen Jahren die

Bil-

Bilder eines Ritters und einer Nonne in Stein gehauen unweit dieser Thür standen; von denen die Sage ging, „sie vergießen von Zeit zu Zeit Thränen, die man als helle Tropfen in ihren Augenhöhlen sehen könne.“ Niemand weiß recht, wo die Bilder geblieben sind. Und seltsam dünkt es mir, daß man vor einigen Tagen zwei Gerippe unter dem aufgewühlten Schutte der Grube im Klostergarten gefunden hat.“

Reinhold hatte achtsam jedes Wort vernommen, ihm war der Zusammenhang im Geiste klar; doch hielt er sein Denken geheim, und begnügte sich, die Freundlichkeit des Fremden mit äußerer Theilnahme zu erwiedern. Er vernahm bald, daß dieser Offizier gewesen, ihm jetzt aber ein wichtiges Amt innerer Verwaltung im hiesigen Bezirke mit Obersten-Rang anvertrauet war. Sie schieden bald darauf mit der Verabredung: den Dom wie das Kloster gemeinsam zu besuchen.

Allein kaum dämmerte die Nacht vollends herein, so ging Reinhold, Lehnchen aufzusuchen. Er forschte sie glücklich aus, und

und trat in ihr armes Hüttchen mit einem schweren Beutel Geld. „Kind — sagte er, diesen vor ihr hinlegend — ich bin dein Schuldner geblieben von jenem Tage her, da du mich zur Meierei begleitetest.“ — „Herr Gott! — rief Lehnchen, ihn jetzt erst erkennend. Sind Sie es wirklich?“ — „Ja, Lehnchen! — entgegnete Reinhold — und bitte, nimm das Geld: denn sieh nur, ich komme, dich auf's Neue um Etwas zu ersuchen.“ — „Gott! gern — rief sie — befehlen Sie doch.“ — „Nun, so thue mir den Gefallen, und zünde eine Laterne an, liebes Kind! nimm auch ein Grabescheit mit dir, und begleite mich; aber bete erst still in dir recht herzlich, Lehnchen, damit du gewiß weißt, Gott gehe überall mit uns, wohin wir uns wenden.“ Die Kleine sah ihn zögernd an. „Die Mutter schläft — sagte sie — drinnen im Kämmerchen; ist es auch recht, daß ich mich heimlich fort schleiche?“ „Du hast es gehört, Liebe — entgegnete Reinhold — du sollst mit Gott gehen; in seinem Schutze bleibt auch die Mutter zurück.“

Lehn-

Lehnchen that, wie er geboten. Sie machten sich auf den Weg. Das junge Kind fragte nicht, wohin es ginge; sie ahnete es wohl. „Die Pfarre — sagte sie — wird verschlossen seyn: aber es geht über die Bohlwand hinüber, da, wo die Planken ausgehoben sind. Reinhold folgte ihr. Bald standen sie vor der Höhle; weiß wie Schnee leuchteten die heraus geworfenen Knochengerippe im Sternenscheine. Lehnchen seufzte tief; der Angstschweiß stand ihr auf der Stirn, als Reinhold ihr sagte: dort, wo die umgebrochenen Rosenstöcke standen, ein Grab zu graben. Sie that es, ihrem Versprechen gemäß, unter heißem Gebete und stillen Thränen. Reinhold legte die bleichen Gebeine hinein, hieß ihr dann die darauf geworfene Erde ebnen, so daß Niemand ahnete, was hier vorgegangen sey; und nahm ihr das Versprechen ab, eben auch gegen keinen Menschen davon zu reden.

Als er darauf stumm und gerührt von ihr Abschied nahm, in sein Zimmer zurück trat, und seine Seele in sanfter Klarheit

den

den Frieden vollbrachter That athmete, überkamen seinen Körper alle die Folgen gewaltsamer Anstrengung. Heftiger Frost und Hitze warfen ihn abwechselnd auf dem Lager herum. Er hatte die ganze Nacht über mit dem Klosterritter zu thun. Es kam ihm vor, als habe dessen Seele dennoch keine Ruhe gefunden. In dem Gedanken darüber beim Erwachen, und dem Fortträumen im Halbschlummer glaubte er zu verstehen: Jenen peinige die Angst, in einem ungerechten Streite unrühmlich gefallen zu seyn.

Reinhold fand des andern Tages die quälendste Ungewißheit, ob in des Ritters Klagen nicht eine Mahnung liege, sich vor dem Zweikampfe mit dem Hauptmanne zu bewahren. Vielleicht daß seinem Verlangen darnach allzu weltliche Rücksichten, vielleicht persönliche Feindschaft, wohl gar geheime, versteckte Rache zum Grunde liege. Er dachte an den Pfarrer, dem er so viel zu verdanken hatte, an die gute, alte Mutter; sein Herz brach in Wehmuth, und doch war etwas in ihm, das ihm sagte: du kannst so nicht leben und nicht sterben.

Dieser innere Streit ängstete ihn mehrere Tage. Er trug ihn still mit sich herum. Der freundliche Oberst kam denn wohl, und redete von Diesem und Jenem; doch Reinhold war in sich befangen; er achtete nicht recht auf das Gespräch. Endlich ließ er sich von dem gutmüthigen Eifer des Fremden gewinnen, und folgte ihm nach dem Dome, der ihm auch in anderer Hinsicht interessant war.

Doch gleich beim Eintritte in das einfach erhabene Gebäude empfand Reinhold ein ganz eigenes, Alles beschwichtigende, inneres Genügen. Das reine Ebenmaaß der überaus schlanken, schneeweißen Marmorsäulen, ihr zartes, zu hoher Wölbung empor geranktes Ineinanderschmiegen ließ nur *Ein* Bild, *Einen* Gedanken in ihm klar werden. Es gab nur die Worte, *unbefleckte Jungfräulichkeit* dafür. Allein, wie er das in sich ausgesprochen hatte, so riß auch der Vorhang vor seiner Seele entzwei. Die Ehe — sagte er — ist ebenfalls eine keusche, unantastbare Jungfrau, die weltlich geborene Tochter der Religion;

ligion; sie duldet nicht den bleichenden Hauch des Verdachtes. Das war dein mahnender Ruf, unglücklicher Ritter! rein waschen soll ich auch deine Ehre."

Im Inneren wie neu geboren, schrieb Reinhold sogleich an den Hauptmann, und bat ihn sofort, zur Beendigung ihrer Angelegenheiten hieher kommen zu wollen. Es geschah dies Theils des Obersten wegen, den er bereits mit dessen Genehmigung zu seinem Sekundanten ernannt hatte; Theils aus besonderer Vorliebe für diesen Ort, und in dem dunkelen, wohl nicht ausgesprochenen Gedanken „am liebsten seinen Tod hier finden zu wollen, wo so viele fortglühende Lebensfunken für ihn aufgegangen waren."

Alles Nöthige war schriftlich unter den Beiden ausgemacht worden; so auch, daß sie zugleich ihr Pistol auf einander abdrücken sollten, wodurch die Streitfrage über den ersten Schuß von selbst wegfiel.

Der Tag, die Stunde war festgesetzt. Den letzten Mai Morgens vier Uhr gingen Reinhold und der Oberst nach dem zu ihrem Zusammentreffen bestimmten Klosterzwinger.

Fast mit ihnen zugleich hielt eine halbe Chaise vor der Gartenpforte. Der Hauptmann sprang heraus, ihm folgte langsam der alte General. Reinhold ward durch dessen Anblick sehr erschüttert; doch der Greis sagte mit liebenswürdigem Lächeln: „Du hast mich nicht gefordert, Reinhold! allein ich bin ja ein ganz natürlicher Kampfrichter in eurer Ehrensache.“ Reinhold sah bewegt in sein klares, festes Auge. Doch vermieden Alle zu große Erweichung. Man schüttelte sich gegenseitig die Hand. Dann stellten sich die beiden Kämpfer im Hintergrunde unterhalb der Ruine einander gegenüber. Das Kommandowort erscholl. Beide drückten ab. Des Hauptmanns Kugel flog über seinen Gegner weg in das Gemäuer. Reinholds Pistol versagte: doch war der Schuß aus dem Gewehre. Wie durch etwas Geheimnißvolles gehalten, unbeweglich, mit

steifen,

steifen, ausgestreckten Armen stand der Betäubte eine Weile da. Die Andern waren wie er benommen, hier mehr ahnend als verstehend. Bald ließ Reinhold den Arm sinken, seufzte: „Gott, wie unaussprechlich schön!“ und fiel entseelt in seines Oheims Arme. Es schien, sein Lebensfaden habe nur bis dahin halten sollen; der letzte Kampf mit der Welt war ausgekämpft; er hatte gesiegt. Schmerzlos hüllte ihn eine unsichtbare Macht in seine Nebel, und ließ sein Ende rein von blutiger Spur.

Der Oberst bewahrte mit treuem Eifer das Geheimniß. Seiner klugen Wachsamkeit gelang es, jeden Verdacht zu beseitigen, und dem schuldlosen, sich selbst über seinem Kummer vergessenden Hauptmanne den Rückweg zu sichern. Eben so ward durch seine Vermittelung der Leichnam des frommen, ehrliebenden Jünglinges auf dem Kirchhofe der Stadt beigesetzt. Still legte der General seinen Degen auf den Sarg, dem er dann unter innern Schmerzensthränen zur Gruft folgte.

Lehnchen hatte vorlängst heimlich des Nachts neue Rosen auf der geheimen Grabstätte im Klostergarten gepflanzt. Jetzt setzte sie ein Reis von demselben Strauche auf Reinholds Rasenhügel. Treulich wartete sie der lieben Blumen, und alljährlich kömmt der alte Oheim, und netzt die Trümmer seines Stammes mit warmen Abschiedsthränen.

Das Liebes-Geheimniß.

Von

Friedrich Laun.

I.

Mit immer wachsender Ungeduld harrte die Gräfin von Ogewiller auf der einsamen Burg, zwischen Nanzig und Luenstadt *) gelegen, der Rückkehr des geliebten Gemahles. Die Sonne war so blutig untergegangen, und die jetzt vom Monde beleuchtete Stille kam ihr vor, wie der Wohnplatz der Abgeschiedenen. Kein lebendiges Wesen ringsum in der Gegend, als sie voll Sehnsucht ans Fenster trat; und im Inneren des geräumigen Saales gleichfalls kein erfreuliches Leben. Die Bilder der Vorfahren ihres Gemahles mit ihren Hausfrauen, in ganzen, lebensgroßen Figuren, standen

*) Bekannte Städte, im damals noch deutschen Herzogthume Lothringen, die jetzt Nancy und Lüneville heißen.

standen ringsum an den Wänden; meist von so kunstreicher Hand gemalt, daß sie wie lebend aussahen. Aber auch dieses Leben gehörte ja schon längst dem Tode an. Ueberhaupt fand die Gräfin dies Mal in allem eine traurige Beziehung. Das ganze weite Gemach war bereits so angefüllt mit Familienbildnissen, daß nur noch deren zwei darin Platz hatten. Und diese beiden, ihr und ihres Gemahles Konterfei, waren durch einen aus Straßburg verschriebenen, berühmten Maler vor Kurzem auch zu Stande gekommen. Vor wenigen Stunden erst waren die, mit köstlichem Schnitzwerke verzierten, goldenen Rahmen angelangt; und wenn Gräfin Elsbeth sich anfangs gefreut hatte, solche dem von der Jagd heimkehrenden Gemahle vorzuzeigen; so ging doch nunmehr ihre Freude in gar düsteren Gedanken unter. Nur diese beiden Bilder konnte der Saal noch aufnehmen. Deutete das vielleicht auf den namentlichen Untergang des ganzen Hauses durch ihr und ihres Gemahls Ableben? Sie waren Beide zugleich und sehr plötzlich darauf verfallen, den Künstler von Straßburg kommen zu

lassen,

lassen, und doch standen sie eben erst in den schönsten Jahren des Lebens. Warum so frühzeitig ein Werk berücksichtigen, daß seine rechte Gültigkeit erst durch ihren Tod erhielt? — Dazu blieb nun heute der Gemahl so lange auf der Jagd. Sollte vielleicht gar schon ein reißendes Thier? — — Gräfin von Elsbeth wagte nicht, die Frage zu vollenden: denn sie liebte ihren Gatten allzusehr. Auch verdiente er ihre Liebe. Durch Zufall hatte er einst entdeckt, wie sehr sie für ihn eingenommen war; und eine Hausfrau suchend, die ihm von ganzer Seele wohlwollte, hatte sich seine Wahl auf sie geworfen; obschon sein verstorbener Vater den heftigsten Haß gegen den ihrigen im Herzen getragen hatte. —

So eben dachte die Gräfin hieran, und furchtsam suchte ihr Blick nach dem Bilde des Schwiegervaters. Der Mond fiel gerade jetzt darauf, und seine Gesichtszüge wurden ihr mit Einem Male so schrecklich, daß sie, beide Augen mit den Händen bedeckend, aus dem Saale eilte.

Da

Da vernahm sie Geräusch unten im Hofraume. Das mußte der Graf seyn. Einen Augenblick später erklangen auch wirklich seine Sporen auf der Treppe, und er eilte mit herzlichem Gruße in ihre Arme.

„Endlich! — sprach die Neuauflebende. Was trug ich doch für Sorge um Euch, mein theurer Herr und Gemahl!“

Graf Ludwig erzählte, wie er sich auf der Jagd verirrt gehabt hatte.

„Die Rahmen — sagte Elsbeth — die Rahmen zu unsern Bildern sind nun ein Mal aus Straßburg angekommen. Geraume Zeit harrte ich auf Eure Ankunft im Bildersaale; da wurde mir's so bange, daß ich nicht länger dort verweilen konnte. Es ist heute schon spät. Laßt uns daher morgen früh erst sie an der Wand befestigen.“

Allein dem Grafen verlangte allzusehr, die Rahmen zu sehen. Daher bezwang die Gräfin alsbald ihren Widerwillen, und geleitete ihn zurück dahin. —

Als sie hier waren, fand sich ihr Auge unwillkührlich nach dem Konterfei des verstorbenen Schwiegervaters gezogen.

„Siehe!

„Siehe! — rief sie da, sich an des Gatten Brust fest drückend — siehe, welch ein furchtbares Bild!“

„Das Furchtbare davon — sprach Graf Ludwig freundlich — das, mein Kind, hat deine eigene Einbildungskraft darauf übergetragen.“

„So sieh doch nur! — rief sie, von Neuem nach dem Gemälde starrend — es wird immer schrecklicher! Schon vorhin lief es mir eiskalt über den Leib vor dem Bilde. Jetzt, an deiner Brust, kann ich es gar nicht mehr ertragen!“

Wirklich war die Gräfin nicht zu erhalten. Sie eilte davon.

Der Graf rief nach Lichtern, um die Rahmen noch genauer zu besehen. Inzwischen betrachtete er selbst das seiner Gemahlin so furchbare Bildniß. Das erklärte ihm auch den Schrecken seiner Elsbeth. Denn in Folge des Mondlichtes war es wirklich: als ob die großen, dunkeln Augen in diesem gemalten Kopfe rollten; als ob die grauen, buschichten Augenbraunen in wilder Bewegung wären, und selbst die glän-

zenden

zenden Ordenszeichen auf der Brust sich hin und her bewegten.

In demselben Momente noch fiel dem Grafen ein, daß der Tag gerade der Todestag seines Vaters, ja daß letzterer in derselben Stunde gestorben war; und jetzt begann auch ihn ein Schauer anzuwandeln vor dem Bilde. Er hatte gewußt, daß der Verstorbene seine Verbindung mit Elsbeth nie würde gesegnet haben, und sie doch geschlossen. Jetzt war es ihm selbst höchst unheimlich in der Nähe des Gemäldes, so daß er hastig nach dem ausbleibenden Lichte rief.

Als die Knechte mit Fackeln gekommen waren, betrachtete er nur noch flüchtig und ohne Theilnahme das schöne Schnitzwerk der neuen Rahmen, und wollte dann wieder zu seiner Gemahlin eilen. Im Vorbeigehen fiel ihm ein offenstehendes Fenster auf. Indem er solches zumachte, trat eben aus der gegenüber liegenden Kirche zu der Thüre des Begräbnißgewölbes heraus, langsamen, feierlichen Schrittes, ein Greis, völlig angethan, wie sein verstorbener Vater auf dem Bilde.

Ludwigs

Ludwigs Athem fing an zu stocken. Schon wollte er den Knechten rufen; aber er unterließ es.

„Ist es der Geist meines Vaters — dachte er — so will er unfehlbar mit mir allein zu schaffen haben.“

„Laßt mich jetzt! — sprach er auch späterhin auf der Treppe zu den voranleuchtenden Knechten; und während diese erstaunt sich nach dem Gange wendeten, wohin sein ernstes Auge sie verwies, eilte er, der im Kampfe noch nie vor dem Tode gezittert hatte, bebend und kaum seiner selbst bewußt, die vom Monde nur spärlich erleuchteten ausgetretenen Stufen hinunter.

Der Thorwart sah ihn mit großen Augen an, als er die Zugbrücke noch herunter lassen mußte.

„Du wartest deines Amtes!“ rief der Burgherr gebieterisch, als der Knecht ihn begleiten wollte; und kaum um die Ecke des Thurmes herum, da stand die Gestalt so dicht vor ihm: daß Ludwig, getroffen von dem Schauer der andern Welt, einige Schritte zurück prallte. Bald aber ermannte

er sich. Es waren nicht nur die Kleider; auch die Gesichtszüge des verstorbenen Vaters waren es. Er sank mit einem Knie vor dessen Geiste nieder.

Dieser betrachtete ihn lange stumm; dann sagte er so leise und hohl, wie Keiner mit irdischem Leibe solches vermöchte: „Wohin so spät?"

„Dich suchte ich!" antwortete Ludwig, ohne daß sein Blick sich hinaufwagte nach den zusammen gezogenen Augenbraunen, nach der stark gefaltenen Stirne der Erscheinung.

„Endlich ist es Zeit! — sprach Letzterer. Seit meinem Hintritte verlasse ich jedes Mal am Tage des Vollmondes die Gruft meiner Väter, um mit dir zu sprechen, mein Sohn. Allezeit wandelte ich denselben Weg: nie aber fand ich dich, und Andern wollte ich nicht sichtbar werden. Mein Sohn, du hast großes Uebel gethan an mir, an dir und an unserm ganzen Hause. Der Fluch, den mein Zorn deiner Ehe gab, beraubte dich der männlichen Nachkommenschaft. Durch deine Schuld ist

unser

unser uraltes Geschlecht dem Erlöschen nahe. Thue darum von dir das Weib, das du nie hättest aufnehmen sollen in dein Bette. Ziehe dann gen Rom, sage dem heiligen Vater, daß dein Gewissen dir auferlege, dich zu reinigen vom Unsegen dieser Ehe, und er wird nicht anstehen, die Scheidung auszusprechen. Möge die Frau den Platz in unserm Hause, welcher ihr nicht zukommt, mit dem Schleier vertauschen; mögen ihre drei Töchter ihr ins Kloster folgen, wenn sie herangewachsen sind. Ich will dir eine Andere zur Gemahlin geben, die fähig ist, unser Haus vom Untergange zu retten.“

„O, mein Vater, mein theurer Vater! — rief Ludwig aus. Wohl kann es strafbare Uebereilung gewesen seyn, daß ich Elsbeth zur Gattin nahm; aber es ist geschehen, und mein Herz fühlt sich zu schwach, das ihrige für seine treue Liebe zu tödten!“

„Du bist gut, mein Sohn! sprach die Erscheinung — ich weiß es. Aber die Güte, welche ein ganzes Geschlecht tödtet, um

das Wohlseyn einer einzigen Frau zu erhalten, was kann diese wohl werth seyn? Blicke zurück auf deine glorreichen Ahnen. Kannst du ihre Vorwürfe aushalten, daß du so schlecht für die Dauer unsers Hauses sorgtest? Doch stehe auf, mein Sohn, und folge mir dann. Darauf schritt der Geist hin nach der Zugbrücke, wo der Thorwart lange auf die Rückkehr des Burgherrn wartete.

Der Thorwart sah nichts Unheimliches, so viel war gewiß: denn dicht neben ihm vorbei schritt die Gestalt deß, den er im Leben wohl gekannt hatte; und doch war sein Auge nur auf den jetzigen Herrn gerichtet, welcher dem Geiste folgte.

Als sie die Brücke hinüber waren, wollte der Knecht solche wieder aufziehen. Ludwig stand schon im Begriffe ihn zurück zu halten; allein der Geist, dem auch andere Wege offen standen, winkte lächelnd, ihn gewähren zu lassen. Die Brücke rasselte hierauf in die Höhe, während Ludwig dem Geiste in den Garten nachschritt.

Vor einer blühenden Laube blieb die Erscheinung stehen, und sagte: „Mein Sohn,

Sohn! du weißt bereits aus meinem Munde, daß ich einst in derselben Laube die Verlobung feierte mit deiner verstorbenen Mutter."

Ludwig machte eine bejahende Bewegung, und der Geist sprach lächelnd „folge mir!"

Darauf trat er in der Laube zur Seite.

„Wer ist das" fragte nun Ludwig, als auf der vom Vollmonde völlig erhellten Bank eine Frauengestalt saß, mit den köstlichsten Kleidern angethan, und einen Schleier weit über das Gesicht herab hängend, der, so zart und durchsichtig er auch war, doch wie von gediegenem Silber erschien. Das Fräulein — denn der schlanke, herrliche, durch den Silberschleier hindurch blickende, Wuchs kündigte ein solches an — das Fräulein schien sich eben aus einem tiefen Schlafe zu ermuntern. Als sie den Schleier nun aufschlug: da zog die unglaubliche Schönheit der Schlafenden den Grafen sogleich nieder vor ihr auf seine Knie. Das dunkle Auge der Erwachten schien nach seinem Begehren fragen zu wollen: aber Ludwig war dergestalt bezaubert von den unendlichen

Reizen der Dame, daß es ihm ganz an Worten gebrach.

„Ich selbst will ihn darum fragen?“ sprach hierauf der Geist.

Nur mit sichtbarem Widerstreben folgte Ludwig dem Winke des Fortgehenden, seinen Blick zurück gewendet nach dem schönen Fräulein, dessen prachtvolle Kleidung eine fürstliche Abkunft zu verrathen schien.

„Das könnte deine Zukünftige werden!“ sprach der Geist, schon in einiger Ferne von der Laube, nach welcher es Rudolfs Auge noch immer hinzog.

„Bis zum nächsten Vollmonde magst du dich besinnen — fuhr der Geist fort — dann aber komme ich wieder, um dieselbe Zeit, deinen Entschluß zu vernehmen.“

Nach einigem Nachsinnen wollte Ludwig noch Etwas fragen, allein beim Wiederaufsehen war er allein im Garten. Sogleich eilte er zurück nach der Laube; doch er fand sie leer; auch nirgends im ganzen Garten eine Spur von ihr, welche der Glanz ihres Schleiers sicher verrathen hätte. —

„Gott

„Gott sey Dank! — rief Elsbeth, den zurückkehrenden Gemahl in die Arme schließend. Wo seyd ihr nur gewesen so lange, mein theurer Herr, in dieser nächtlichen Zeit?“

Ludwig nahm die Jagd zum Vorwande, und alsbald war die arglose Gräfin beruhigt. Zwar wußte sie recht wohl, daß er vor der Vermählung ein Flatterer gewesen war, von einer Schönheit zur andern: allein sie wußte auch, daß wenn schon ihre Reize und ihre endlose Liebe sein Herz nicht ganz ausfüllen sollten, doch ihre gewissenhafte Treue, ihre zarte Sorgfalt für sein Lebensglück und seine Ruhe, seine Treue zeither in festen, unauflösbaren Banden gehalten. Nicht Leidenschaft hatte ihn geblendet bei dem Ehebunde mit ihr; dieser beruhete einzig auf der Anerkennung ihrer großen, geistigen und körperlichen Vorzüge, mithin auf den festesten Pfeilern. Nur Etwas war ihm nicht recht an ihr; aber Etwas, das sie nicht verschuldet hatte. Mit Sehnsucht wünschte er männliche Nach-

kommenschaft, und sie hatte ihm nur Töchter geboren. Das war der einzige Punkt, weßhalb er oft gegen sie in eigentliche Vorwürfe ausbrach, ob er sich schon selbst die Ungerechtigkeit derselben gestehen mußte.

Innig erfreut über des Gemahls schwer entbehrte Gegenwart, drückte sie bald seine Hand an ihr Herz, bald an ihren Mund, so, daß er endlich sagte: „Was, werthe Elsbeth, ist Euch heute, daß ihr so innig bewegt seyd?"

„Es giebt Tage — erwiederte die Gräfin — Tage und Nächte, wo kein Trost haften will an der Seele, die selbst nicht weiß, wie sie auf ein Mal zu Tausend Wunden gekommen ist; wo jedes Lüftchen, jedes an sich gleichgültige Begegniß der Verwundeten schmerzliches Wehe bringt, und die Einsamkeit, sonst die holde Vertraute ihrer heiligsten Gefühle, als die grimmigste Feindin gegen sie auftritt. Der heutige Tag war mir ein solcher, und der Anfang der Nacht noch schrecklicher! — Eure jetzige Abwesenheit peinigte mich mit der Qual einer Verdammten. Verzeihe mir, heilige

Mutter Gottes, das frevelhafte Wort! verzeiht auch ihr mirs, theurer Gemahl! Aber ich weiß keine andere Vergleichung. Es war, als wollte mir Seele und Leib aus einander reißen, und als würden sie nur darum von der Hölle zusammen gehalten, damit meine Pein nicht endete.“

Graf Ludwig fühlte sich heftig erschüttert. Der geheime Zusammenhang der Begegnisse, welche ihm widerfahren, mit den Qualen seiner treuen Hausfrau, war die Ursache. Unter Liebkosungen suchte der Graf seine eigene Unruhe zu verstecken. Auch brachte er tausenderlei Dinge zur Sprache, um ihren Sinn nur von der eben erlebten Zeit abzuwenden. Aber die Ruhe, womit sie, durch seine Gegenwart gestärkt, diese Zeit überschauete, versprach ihr in der Erinnerung an die bestandene Angst einen neuen Genuß; und sie kam immer wieder auf alle die traurigen Beziehungen zurück, welche sie in jedem zufälligen Umstande gefunden hatte. Auch das erwähnte sie, daß das Bildniß seines Vaters ihr noch nie so schrecklich vorgekommen sey, als in dieser

Nacht:

Nacht: weil sie es nicht ein Mal im Beiseyn des ihr sonst jede Sorge und Angst vom Herzen nehmenden Gemahls länger anzuschauen gewagt hätte.

„Laßt uns — sprach ungeduldig darüber der Graf mit ernster, fast unwilliger Miene — laßt uns endlich das Gespräch abbrechen, da ihr immer zurückkommen müßt auf die vergangene Angst. Ist es doch ohnehin Zeit, daß dem Schlafe sein Recht wiederfahre. Meine Augenlieder mahnen mit jeder Minute stärker daran."

Letzteres war nur ein Vorgeben, die zeitherige Unterhaltung los zu werden. Bis an den Morgen schloß er kein Auge; und als er aufstand, wußte er immer noch nicht, was zu thun war: ob dem Geiste des Vaters gehorchen, und die treueste Gattin verstoßen, oder sein Leben fernerhin fortführen mit ihr, wie zeither.

3.

Während des ganzen Vormittags quälte ihn diese Frage. Wenn auch da, wo er die treffliche Hausfrau vor sich und walten

sah

sah ihrer Gewohnheit nach, der Gedanke, sie freiwillig zu entbehren, nicht Wurzel fassen konnte: so zog es ihn dann doch auch wieder, wie mit Zauberkraft, hinunter nach der Gartenlaube; und in dieser, welche er mehrmals besuchte, sah sich sein Geist jederzeit gebunden von der unendlichen Schönheit, deren Andenken noch immer kräftig fortwirkte in seinem Herzen.

Am Abende sah er sich lange um, vom Fenster aus nach der Kirche hinüber. Obschon die gestrige Erscheinung erst zum nächsten Vollmonde wiederzukehren versprochen hatte, glaubte er doch, sie müsse heute schon zurück kommen. Sie kam nicht. Er eilte in den Garten. Die Laube, vom Monde erhellt, stand leer. Sein Schmerz wurde nur heftiger, daß seine Einbildungskraft ihm die Gestalt von gestern mit den lebhaftesten Farben auf die Bank malte, welche dies Mal nicht darauf wirklich zu sehen war.

Der folgende Tag verfloß ganz wie dieser; am dritten aber konnte er's nicht länger aushalten, und ließ, als er allein war, den Kaplan zu sich rufen.

Schon

Schon das Eintreten des achtbaren Greises wirkte beruhigend auf den Grafen. Er sprach: „Ehrwürdiger Mann! Laßt mich in euern Busen ein Geheimniß niederlegen, das ihr bewahren werdet vor jedermann, also, als ob mein Bekenntniß im Beichtstuhle geschähe.“

Der Geistliche zeigte durch eine bejahende Bewegung, daß der Graf sich in seinem Zutrauen gewiß nicht geirrt haben sollte. Darauf entdeckte Graf Ludwig, was ihm begegnet war, und fragte um seinen Rath.

Er antwortete: „Die Täuschungen der Hölle sind gar mannichfach, um den Menschen von seinem Heile zu verlocken. Ich, an eurer Stelle, Herr Graf, würde mich nicht einlassen, auf eine so zweideutige Stimme aus der Unterwelt. Obschon euer Vater, dem Gott eine fröhliche Auferstehung verleihen möge! dem Hause abhold war, aus welchem ihr die Gattin wähltet: so würde er doch gewiß, wenn er die Treffliche sehen sollte, von euerm Glücke durch sie überzeugt werden, und den geschlossenen

Ehebund segnen. Ich muß gar sehr fürchten, daß ein tückischer Geist solche Zwietracht nur erregen will in einem glücklichen Hause, und daß ihr selbst die Veranlassung dazu seyd. Ja, edler Herr, ihr selbst. Wie oft waret ihr nicht unzufrieden, laut unzufrieden über den Segen des Himmels durch drei wohlgebildete Töchter! Als ob euer Ehebett nicht noch immer sich der männlichen Nachkommenschaft erfreuen könne! Aber der Böse, stets suchend, welchen er verschlinge, fasset euch bei dem Ungestüme eurer Wünsche, euch in's Verderben zu stürzen! Schon das Fräulein von unbekannter Herkunft deutet mir darauf hin; das Fräulein, welches ihr in der Gartenlaube angetroffen. Schwerlich würde der Geist eures edlen Vaters sich solch eines niederen Hülfsmittels bedienen, euern Sinn von der trefflichen Elsbeth abzuwenden. Nein, edler Herr!"

„Wie aber — entgegnete Ludwig — wie würde Elsbethen selbst vor dem Bildnisse meines seligen Vaters gestern gerade eine so ausgezeichnete Furcht angewandelt haben?"

„Wenn

„Wenn es nun wahr wäre — versetzte der Pater — was Viele glauben: daß nämlich bei Nacht der Böse in den Abbildungen der Menschen gerade seine Thätigkeit gerne zeigte, und in den Zügen derselben Gewalt verübte, um sie zu benutzen, zu seinen Zwecken? — Oft schon hörte ich davon, und es hat mich nie so wahrscheinlich gedünkt, als nach dem, was ihr mir eben berichtet habt.“

4.

Der Graf fühlte sich wunderbar gestärkt von der Zusprache und Auslegung des frommen Mannes. Das Mißverhältniß, in das er verstrickt werden sollte, der innere Unfriede, dem er bei Befolgung des Rathes der nächtlichen Erscheinung gar nicht zu entrinnen vermochte, konnte das wohl das Werk seines ihm stets im Leben wohlwollenden Vaters, das Werk eines guten Geistes überhaupt seyn? —

Frohen Muthes eilte er sogleich in das Gemach seiner Gemahlin. Er blieb in der geöffneten Thüre stehen. Sie vernahm sein Kommen nicht. In einem Hauskleide, des-

sen blendendes Weiß den Spiegel der reinen Seele darstellen konnte, lag sie eben auf ihren Knien vor einem aus Elfenbein geschnitzten Bilde des Heilands am Kreuze. Ihr ganzes Wesen schien in heilige Gefühle aufgelößt.

Dem Grafen, der oft schon ihrer Andacht Zeuge gewesen, war ihre stille Frömmigkeit noch nie so mild und trostreich an die Seele gegangen. Nachdem der Zwiespalt gehoben war, den die vorige Nacht in ihm erzeugt hatte, dünkte sie die Art, wie er sie wieder fand, die schönste Einleitung in einen, wie er fühlte, ganz neuen Abschnitt seines Lebens.

Da erhob sich Elsbeth, und nun eilte Ludwig auf sie zu, sie an seine Brust drükkend. Schöner war ihm die treffliche Hausfrau nie vorgekommen, selbst in den Tagen ihrer ersten Bekanntschaft nicht. Der Glanz des Himmels, dem sie eben so nahe gewesen war, schien ihm einen höhern Adel über die hohe Figur ausgegossen zu haben. Das in langen Locken sie umwogende blonde Haar leuchtete wie Sonnenschein, und in

dem Blicke ihres großen, blauen Auges glänzte die überirdische Freude einer bereits Verklärten.

„Elsbeth! — rief der Graf — meine Elsbeth! Dir scheint recht wohl zu seyn? mein gutes frommes Weib!"

„Von Herzen, mein theurer Herr! Als ich erwachte, da fand ich euch nicht mehr an meiner Seite, und plötzlich ergriff mich das Weh jenes Abendes mit recht feindseliger Gewalt. Es war mir unmöglich, länger allein zu seyn. Da begab ich mich hierher in die Obhut des Gekreuzigten, und aus dem todten Bilde selbst ging mir Lebenskraft hervor. Sein Mund schien zu sagen: verlaß dich auf mich, wie zeither, und ich werde auch dich nicht verlassen mit meiner Liebe und meinem Troste. — Die Wahrheit dieses Ausspruches bestätigte sich auch sogleich, denn ihr seyd wieder bei mir, mein werther Gemahl; auch höre ich unsere muntern Kinder so eben kommen. An den himmlischen Trost schließt sich das irdische Glück mit Einem Male. Wie möchte ich aber anders, als selig seyn, in diesem Augenblicke?

Die

Die Wärterin trat herein mit den drei lieblichen Fräulein. Zwei hüpften vor ihr her; das dritte trug sie auf den Armen. Letzteres nahm die Gräfin sogleich an ihr Herz, und der Graf ergriff die andern beiden, und hob sie gleichfalls herauf an seine Brust; küßte sie aber mit solcher Heftigkeit, daß sie zu weinen anfingen, und die Wärterin sie wieder an sich nehmen mußte.

„Was ist euch doch, mein theurer Herr?“ fragte die Gräfin.

„Wohl ist mir! — war seine Antwort — sehr wohl!“

„Aber — versetzte sie — ihr seyd so heftig, so wunderbar bewegt? Die Tropfen stehen euch auf der Stirne, und das an einem so kühlen Morgen, als der heutige?“

Der Graf schien mit sich zu kämpfen: ob er ihr nicht den ganzen Vorfall, bis zu seiner Beruhigung durch den Kaplan, mittheilen solle. Da sagte er sich, es könnte sie doch nur stören; und zu ihr sprach er: „Laß dir genug seyn, meine geliebte Gemahlin, daß ich froh bin durch dich und mit dir.“

Hier-

Hierauf enthielt sie sich alles weiteren Nachforschens; doch konnte sie nicht unterlassen, zuweilen, wenn er sie gerade nicht bemerkte, einen beobachtenden Blick auf ihn zu werfen. —

5.

Während des langen Tages trat der dann und wann überwallende Strom der Freude des Burgherrn allmählich in seine Ufer zurück; worüber Elsbeth, deren ganzes Wesen Stille und Ebenmaß war, ein recht inniges Vergnügen empfand.

Aber mit dem Untergange der Sonne entstand aufs Neue eine heftige Unruhe in dem Grafen; und als späterhin der Mond sich erhob, war es ihm, als treibe eine äußere Gewalt ihn nach dem Saale der Ahnen. Sein Auge hing alsbald fest an dem väterlichen Bildnisse, worauf der Mondstrahl abermals vorzugsweise ruhte; das Gesicht seines Vaters schien ihm zornig geworden: da gedachte er der Weisung des Kaplans, daß böse Geister wohl auch in den Zügen eines solchen Bildes zu schlimmen Zwecken thätig seyn könnten. Das

aber

aber wirkte nicht in diesem Augenblicke; zumal da das Frauenbild, das er in voriger Nacht in der Laube gesehen hatte, sich in seiner vollen Schönheit vor seine Seele stellte.

Sein ganzes Streben ging nach dem Garten. Im Gange draußen begegnete ihm seine Gemahlin. Froh, den Gesuchten zu finden, gab sie ihm ihre Freude zu erkennen: aber des Grafen Sinn fühlte sich abgewandt von ihr. Er eilte vorüber, die Treppe hinab, nach dem Garten: allein in der Laube war Niemand. Obschon der Mond sich völlig verkrochen, so wandelte er doch einige Zeit, von heftiger Unruhe gefoltert, unter den rauschenden Bäumen im Dunkel hin und her; dann eilte er hinauf, und die innigste Reue über das, was er gesucht hatte, warf ihn in die Arme seiner bekümmerten Gemahlin.

6.

Am folgenden Morgen wurde das Vorgefallene abermals dem Kaplane vertraut, und Ludwig fand sich nach dem erhaltenen

Troste neugestärkt; doch setzte ihm alle Abende eine unsichtbare Gewalt mächtig zu. Er ging indessen nicht in den Garten; als aber zum zweiten Male der Vollmond am Himmel stand: so verließ er gegen Mitternacht heimlich den Platz an der Seite seiner schon ruhig schlummernden Gemahlin. Er mußte in den bilderreichen Ahnensaal vor das Gemälde seines verstorbenen Vaters. Es stand in vollem Lichte, fast wie am Mittage: nur schienen die Züge dem Grafen nicht ernst wie gewöhnlich, sondern düster und unerfreulich. Der Graf hatte die Zeit genau gemerkt, in welcher das vorige Mal die Erscheinung aus dem Grabgewölbe getreten war. Er harrte nicht ohne Grauen des Glockenschlages, und die Zeit, bis dahin, ward ihm so lang und peinlich: daß er schon meinte, die Thurmuhr habe Schaden gelitten, und es komme dies Mal gar nicht zum Schlagen. Da erklang mit Einem Male die eilfte Stunde. Unverrückt haftete nun sein Blick an der Kirchthüre, und mit dem eilften Schlage that sich die Thüre auf, und heraus trat die Gestalt seines Vaters, und schritt — ohne

einen Schatten zu werfen, und ohne das hohe Gras, durch welches sie schritt, mit ihrem Geisterfuße im mindesten zu bewegen — langsam und feierlich wie das erste Mal herüber.

Alles in der Burg schlief bereits bis auf den Thorwart, zu dem er hinab eilte, und die Brücke herunter ziehen ließ. Draußen traf er den Geist an der Stelle, wie das erste Mal. Doch schritt der Verstorbene sogleich, ohne etwas auf den ehrfurchtsvollen Gruß zu erwiedern, voraus, und deutete nur, daß Ludwig ihm folgen solle. Das geschah. Der Thorwart — wie das erste Mal, Niemanden sehend als seinen Herrn — zog, als dieser in die Burg war, die Brücke wieder auf, und Graf Ludwig folgte seinem schauerlichen Führer in den mondhellen Garten.

Es war die mildeste, heiterste Nacht; der Geist der Blumen quoll mächtiger als jemals, aus ihren mannichfach gestalteten Kelchen heraus; und darein warf das Flüßchen, welches unter üppigem Gesträuche still hinwandelte, so freundliche, freudige Blicke

herauf, daß Ludwig sich überaus selig gefühlt haben würde, wäre er ohne den düstern Geleiter gewesen.

Dieser aber, nachdem sie schon ein Drittheil des Gartens im Rücken hatten, wendete sich um und sprach: „Zürnen möchte ich dir, Ludwig. Statt den Worten deines verstorbenen Vaters in Stille und Gehorsam nachzudenken, offenbarest du dem Pfaffen das Geheimniß, welches dein Heil begründen soll. Ein Glück für dich, daß er zufällig die Tugend der Verschwiegenheit besitzt; seine einzige. Ich sollte dich jetzt fragen nach dem gefaßten Entschlusse, und meine Hand abziehen von dir, wenn du noch schwanken könntest zwischen Heil und Verderben: aber das Vaterherz behindert mich daran. Nur so viel, daß du verloren bist hier und in Ewigkeit, wenn du je wieder meine Geheimnisse dem Pfaffen anvertrauest.“

Unter diesen Reden waren sie zur Laube gelangt. Es war aber, als übe diese schon von ferne eine besondere Gewalt aus über den Grafen. Unwillkührlich wurde sein

Schritt

Schritt schneller und schneller; selbst der Schauer vor dem aus dem Grabe Zurückgekehrten vermochte nicht, seinen Trieb nach der Laube zu bändigen. Er eilte hinein, und es entging ihm anfangs völlig, daß der Begleiter sich entfernt hatte. Sein Athem stockte beim Erblicken der Wundergestalt. Das erste Mal, als er sie schlafend fand, hatte er nie an die Möglichkeit größerer Reize geglaubt, und heute sah die Dame doch unendlich schöner aus. Ein lilienweißes, durchsichtiges Kleid verbarg keine Linie ihrer hohen Schönheit; und wo die Weiblichkeit Verhüllung erheischte: da fiel ein hellblaues Gewand, mit goldenen Sternen durchwebt, in reichen, anmuthigen Falten zu beiden Seiten herab. An dem Busen der dies Mal ganz schmucklosen Göttergestalt, von dem Schleierkleide nur bedeckt, nicht verborgen, leuchtete eine Nachtviole, von einer, diese Blumenart bei weitem übertreffenden, Größe und Schönheit, den würzigsten Duft aushauchend. Die dunkeln, liebedurstigen Augen blitzten gewaltig durch den Reichthum schwarzer Locken, deren Glanz sie beschämten,

 ohne

ohne den Reiz desselben vernichten zu können.

Ludwig sank nieder vor ihr auf ein Knie; aber sie erhob sich mit Stolz und sagte: „Es gilt hier nicht eure Liebe allein, sondern euren ganzen Besitz durch den Ring am Altare!“

Da schlug Ludwig, nach langem trostlosen Nachdenken sich vor die Stirne, stand auf und sagte: „Nein! Und wäret ihr ein Engel — das ist unmöglich. In meiner jetzigen Gattin besitze ich ein Kleinod. Es von mir stoßen, würde die ruchloseste Bosheit seyn. Mag der Geist meines Vaters mich tödten, wenn ihm Gewalt gegeben ist über mein Leben. Wird es mir doch ohnehin ein verhaßtes Ding, ohne eure Liebe. Eure Liebe aber, wie möchte ich darauf Ansprüche gründen, da ich außer Stande bin, euch meine Hand zu bieten?“

„Theurer Graf!“ sprach die schöne Jungfrau, und mit dem süßen Worte durchleuchtete ein viel höherer Glanz das Auge und alle Züge derselben. Ihr Busen wogte hoch empor, und es schien überhaupt ein

ganz neues Leben in ihr aufzugehen. „Theurer Graf, jetzt erst fühle ich euren ganzen Werth. Hättet ihr eure Gemahlin verstoßen: so wäre ich die eurige geworden. So aber darf ich solches nie werden; doch euer Bild wird nur um so weniger von mir weichen! Möchte ich bald an der Qual des Entbehrens eures Umganges untergehen.“

„Himmlische Erscheinung!“ rief da der Graf, und konnte sich nicht enthalten, seine Arme nach ihr auszustrecken.

Aber mit einer, nur so hoher Schönheit eigenen Würde erhob sie sich vom Sitze und sprach: „Mäßiget euch! Eure Treue hat meine freundliche Neigung zu euch in Liebe verwandelt. Schonet der zarten Pflanze, und nehmet diese Viole zum Andenken hin. Reichet sie eurer holden Gemahlin. Es ist eine Blume, die nie vergehen, die euch nur fester an sie ketten wird, so lange ihr euer Eheband durch Treulosigkeit nicht beflecket. Denket mein, sollten wir uns auch niemals wieder sehen.“

Mit diesen Worten wollte sie davon eilen. Allein Ludwig faßte ihre Hand mit

Leiden=

Leidenschaft und sprach: „so sollte das höchste Glück meines ganzen Lebens mir so schnell wieder verschwinden, als es der Himmel über mich hereinsandte? Wird nicht eure Tugend mir der mächtigste Schutz seyn gegen eure Schönheit und alle Schönheit überhaupt? O gewähret mir den Genuß, euch bisweilen zu sehen. Gern will ich hierauf meine Wünsche beschränken. Nur treibt mich nicht zum Wahnsinne durch die Härte, mir eure Erscheinung für immer zu entziehen."

„Wohlan — sagte das schöne Fräulein — so stellet euch denn heute über acht Tage in der Nacht vom Sonntage zum Montage wieder in dieser Laube ein. Vergesset ihr aber je, was ihr eurer Gemahlin und mir schuldig seyd, so sind wir alsbald auf ewig von einander geschieden."

Der Graf gelobte, das nie zu vergessen. Darauf trennten sie sich. Langsam ging er nach der Burg zurück, während sie nach der entgegengesetzten Seite des Gartens eilte.

7.

Die Gräfin hatte die Abwesenheit ihres Gatten nicht bemerkt.

„Ei! — sprach sie, bereits aufgestanden, als er am folgenden Morgen erwachte — wo ist die wunderschöne Viole her, die hier auf dem Tische lag? Ich habe schon herumgefragt im ganzen Schlosse, und Niemand will von ihr wissen. Gleichwohl ist sie mir gestern Abend nicht vorgekommen.“

„Man übersieht dergleichen leicht!“ erwiederte der Graf. So erzwungen aber auch seine Gleichgültigkeit dabei war: so hatte die Gräfin dennoch kein Arg, als er sagte „ich hatte sie gestern mitgebracht, um sie euch zuzustellen, und habe es dann doch außer Acht gelassen.“

„Ich danke euch, mein theurer Herr! — sagte sie. Diese Blume ist mir ein neuer Beweis eures Andenkens; auch in der Abwesenheit. Gewiß erinnertet ihr euch, daß ich den Duft der Violen jedem andern vorziehe. Und diese Viole — in meinem Leben habe ich keine schönere gesehen.“

Der

Der Graf, sehr beschämt durch ihr Zutrauen, sagte mit niedergeschlagenem Auge: das Schönste an dieser Blume ist unstreitig die Unvergänglichkeit, welche ihr nachgerühmt worden."

„Das wäre ja wahrlich eine ganz ungewöhnliche Blumen-Eigenschaft! — rief die Gräfin. Ich wenigstens will gewiß alles thun für ihre Pflege."

Elsbeth hielt Wort. Nach Gemahl und Kindern war die Viole das, worauf sie die meiste Aufmerksamkeit verwendete. Der Graf lobte sie mehrmals darüber; und sie sagte ihm: daß all' ihre Kleinodien ihr minder lieb wären, als diese wunderbare Nachtviole.

8.

Zwei Mal war die Nacht vom Sonntage zum Montage wieder gekommen, und beide Male der Graf bei der wundervollen Frau in der Laube gewesen. In der zweiten Nacht konnte er sich nicht länger enthalten, nach ihrem Stamme und Namen zu fragen.

„Mein Stamm — antwortete sie — würde

würde euch offenbar geworden seyn, wenn die Umstände unserer Vermählung erlaubt hätten. So aber genüge euch die Nachricht, daß ich Hertha heiße."

Fortdauernd stellte sich Graf Ludwig alle Wochen das festgesetzte Mal bei Hertha in der Laube des Burggartens ein. Noch immer begriff er nicht, wie sie allezeit komme und gehe. Ueberhaupt begriff er Manches nicht an der Räthselhaften, zu welcher seine Liebe immer höher stieg.

„Lieber Ludwig! — sagte sie einstmals zu ihm — nun werden wir aussetzen müssen eine Nacht mit unserer Zusammenkunft. Nächsten Sonntag haben wir Vollmond, und da wißt ihr wohl, wer sich zu zeigen pflegt. Seit ihm bekannt ist, daß ich eure Gemahlin nicht werden kann, hegt er schweren Groll gegen euch im Herzen. Er würde ihn auch auf mich übertragen, wäre ihm das Mindeste von unsern Zusammenkünften bekannt. Ihr habt ihn wohl seit unserer zweiten nicht wieder gesehen?"

„Nein! — antwortete Ludwig seufzend. Sein Verlangen griff meine Pflicht gegen

die treue Gattin beide Mal so mächtig an, daß ich ihm ausweichen zu müssen glaubte.“

„Wohl euch, Ludwig, wenn euch das immer vergönnet ist. Denn wisset, diese Erscheinung ist keinesweges der Geist eures Vaters; sie hat nur die Gestalt des Verstorbenen angenommen, euch zu berücken. Ich sollte das verschweigen, weil ich aus Neigung zu euch, den ich mehrmals gesehen, anfangs einging auf seine Plane; allein gerade durch eure Treue und Tugend ist meine Neigung zu euch erst zur unbezwinglichen Leidenschaft geworden. Das würde er niemals billigen. Und doch hänge ich allein von ihm ab; von ihm, der ein Gaukelspiel treiben wollte mit euch; nicht, wie er vorgab, euern Stamm zu erhalten, sondern ihn desto sicherer zu verderben. Ueberhaupt ist die Klasse der Wesen, zu der wir gehören, ich und er, den Menschen feind, so lange nicht eine besondere Leidenschaft für einen von ihnen dieser Feindschaft mächtig entgegen wirkt. Nur aus diesem Grunde habt ihr nichts weiter von mir zu befahren. Doch muß jenem Geiste

unsere Verbindung ein Geheimniß bleiben, wenn wir darin nicht für immer gestört seyn wollen. Darum können wir uns auch erst in der zweiten Woche wieder sehen.“

„Hertha, theure Hertha! — rief Ludwig mit Leidenschaft — wie soll das möglich seyn, da mich schon jetzt jede Woche eine Ewigkeit dünkte? Zwei Wochen, ohne dich zu sehen! O Hertha, würdest du das über dich gewinnen können? Wäre deine Liebe nur halb so stark wie die meinige!“

„So sprichst du, Ludwig! weil du die Gefahr nicht kennest, die uns und unsere Liebe bedroht. Ist es nicht besser, nur eine Woche zu meiden, als völlig von einander gerissen werden?“

„O Hertha! — rief der Graf — deine Liebe erwägt so viel, daß sie am Ende auch noch erwägen wird: ob sie überhaupt rathsam sey, oder nicht? Wahrlich, an meiner Stelle würde solch Erwägen dir unmöglich werden!“

„Höchst ungerecht bist du, Ludwig!“

„Und du — höchst vorsichtig!“ erwiederte er mit schmerzlichem Spotte.

„Lud-

„Ludwig!" rief Hertha, ihre Arme ausbreitend nach ihm. „Hertha!" sprach er, die Thränen von der Wange küssend.

Die schöne Frau rang die Hände, als sie vom Schlafe erwachte, worein sie verfallen war.

Es war schon Morgen, als sie dies Mal sich trennten.

„Deine treulosen Zweifel — sprach Hertha — haben uns beide unglücklich gemacht. Ich suchte sie zu heben, wie ich solches nie gesollt hätte. Lebe wohl, Ludwig!"

„Für immer?" rief da seine Verzweiflung.

„Wollte Gott, daß ich's könnte, daß ich nach dieser Nacht für immer entfliehen könnte! Das aber übersteigt meine Kräfte. Heute über vierzehn Tage sehen wir uns wieder!"

„Lebe wohl, Hertha!" sagte der Graf; ihr Davoneilen durch Zärtlichkeit umsonst noch ein wenig aufzuhalten suchend.

Sein Abschied von der Laube war das Mal bitter, wie der Abschied vom Leben. Der Morgen, welcher ihn draußen empfing,

war

war die trübste, schrecklichste Nacht für seine Seele. Das Dunkel, das ihn sonst aus dieser Laube zurück nach der Burg geleitete, war ihm von dem Sterne der Gattentreue erleuchtet worden. Dieser war erloschen; und die Sonne, so hell sie auch am Himmel stand, konnte die dicken Nebel, den düstern Aushauch des verletzten Gewissens, die seine Seele umlagerten, nicht durchdringen. Das flatternde Grün der Bäume, die mannichfache Gestaltung der bunten Blumen redeten vergebens sein finstres Auge an. Der Verein der süßesten Wohlgerüche in dem frischen, erquickenden Luftmeere dünkte ihn nur ein heilloser Moderduft. —

9.

Leisen Schrittes betrat Graf Ludwig die Treppe seiner Burg. Seine Brust strebte, sich des schweren Athems zu entledigen: aber die steinerne Wölbung warf ihm seine Laute doppelt schwer zurück. Oben im ersten Gemache fiel sein Blick zufällig auf einen Spiegel. Da schauerte ihm vor sich selbst. Sein Gesicht schien in dieser einen Nacht ganz andere Züge bekommen

zu haben. Er glaubte ein Brandmal auf seiner Stirne zu erblicken, woran Elsbeth sogleich die Treulosigkeit ihres Gatten entdecken werde.

Schrecklicher aber als Alles, wirkte beim Eintreten ins Schlafgemach der Anblick der Gemahlin selbst auf ihn. Noch schlummerte sie, das süße Bild eines heiligen Engels; ein Lächeln, das ihren Mund umspielte, verkündete die tiefe Ruhe ihres schuldlosen Herzens. Da öffnete sich die Lippe der Schlafenden. „Ludwig, mein geliebter Ludwig!“ sprach sie zärtlich; und der Graf riß seine Kleidung herunter, und warf sich verzweiflungsvoll ins Bette, das Gesicht so in die Kissen einwühlend, als wünsche er das Tageslicht nie wieder zu erblicken.

Von den Geschäfften der Hauswirthschaft ermüdet, hatte, wie sich das späterhin entdeckte, Elsbeth die ganze Nacht ruhig fortgeschlummert, und weder seine Abwesenheit noch seine ungestüme Rückkehr an ihre Seite bemerkt. Das war in Augenblicken, wo die Verzweiflung ihm das Urtheil nicht ganz verdunkelte, sein sehnlicher,

cher, einziger Wunsch gewesen. Und nun, wenn sie zutrauensvoll, mit liebevollem Auge ihn anblickte, nun hätte er gar mögen das Gegentheil wünschen: denn eben dieses unverdiente Zutrauen verletzte ihn gerade am empfindlichsten.

10.

Der Graf eilte in den Wald, sich jagend herum zu tummeln. Als er gegen Mittag vor die Burg vom Pferde stieg, kam ihm seine Gemahlin entgegen: aber so bleich und entstellt, daß er nicht wußte, wie das in der kurzen Zeit möglich geworden war. Schon argwohnte er, sie könne wohl gar hinter sein Geheimniß gekommen seyn; da sagte sie: „Gut, daß ihr heimkehret, mein theurer Herr! Weiß ich doch gar nicht mehr, wohin auf unserer Burg. In allen Gemächern verbreitet sich nach und nach ein abscheulicher Leichengeruch; offenbar gehet er aus von unserm Wohngemache; allein die Ursache ist mir unerklärlich. Alles habe ich umgestört, und sie doch nicht entdecken können.“

Der Graf entsetzte sich selbst, so wehte

der

der Grabesduft ihn an, als er kaum die Schwelle betreten hatte. Indessen bezwang er sein Grauen davor, und ging mit hinauf, um, wo möglich, die Ursache auszufinden.

Wie die Gräfin gesagt hatte, so war auch wirklich im Wohngemache der widrige Geruch am heftigsten.

„Und gerade hier — sprach Elsbeth — wo der herrliche Duft der Nachtviole uns wunderbarer Weise so lange erquickt hat! Muß doch sehen, ob diese Unvergängliche, wenn man sich an sie hält, das Uebel nicht sollte mindern können.“

Dazu nahm sie das Wasserkrüglein, worein sie die Blume gestellt hatte, zur Hand. Aber voll Abscheu warf sie sogleich das Gefäß mit der Nachtviole weit von sich weg: denn diese Blume eben, die im Aeußern nicht das Mindeste gelitten hatte, war es ganz offenbar, von welcher jener Geruch ausging.

„Theurer Graf! — sprach Elsbeth — welch eine schreckliche Blume habt ihr mir gegeben! In ihrem jetzigen Zustande wird mir selbst der Gedanke an ihren vorigen

Wohl-

Wohlgeruch höchst unerfreulich. Werft sie hinaus."

Hierauf ergriff Ludwig die Viole: aber sie hinaus zu werfen, ging über seine Kräfte bei dem Gedanken, sie von Hertha erhalten zu haben. „Elsbeth!" rief er aus, und sank dann überwältigt von dem Leichengeruche zu Boden.

„Wo ist die Blume?" das war sein erstes Wort nach der Rückkehr ins Bewußtseyn.

„Vergangen auf wunderbare Weise — antwortete die Gräfin. Von der Luft draußen ist sie verzehrt worden."

Ludwig konnte seine Seufzer nicht unterdrücken. Die Gräfin zeigte ihr Befremden darüber, und wünschte mehr als je Aufschluß über die räthselhafte Nachtviole. Statt diesen zu geben, preßte der Graf sie aufs heftigste an sein Herz.

Zum Glücke für ihn in diesem Augenblicke war Elsbeth ohne alles Arg. Da er den Aufschluß ihr vorenthielt, beschied sie sich gern: daß die Gattin nicht zugleich Mitbesitzerin aller Geheimnisse des Gemahls seyn dürfe.

Der Leichenduft verlor sich wieder, und die Gräfin dachte kaum noch daran; oder wenn es geschah, tröstete sie sich mit der Wahrheit, daß gar viele Dinge keine Erklärung zulassen. Uebrigens wich mit jedem Tage der gute Geist immer mehr von dem Grafen; mit jedem Tage kam ihm seine Treuverletzung weniger strafbar vor. Sein Lieblingsaufenthalt war der Garten, und die ihm so wohlbekannte Laube darin. Gar oft war es ihm hier, wenn die Düfte sich freundlich ihm anschmiegten: als fühle er in ihnen Hertha's Athem, als müsse sie nothwendig unsichtbar in seiner Nähe seyn. Die Gräfin hingegen hatte jetzt solch eine Scheu vor dem Garten und allem, was sich darin befand, daß sie ihr Lustwandeln in ihm willig aufgab, und ihn möglichst zu vermeiden suchte.

Endlich erschien die dem Grafen so ersehnte Nacht. Das erste Wort Hertha's war dies Mal eine Frage nach der Nachtviole.

Achselzuckend erzählte Ludwig.

„Nimm

„Nimm dies — sprach Hertha tief erseufzend — für den Anfang unseres beiderseitigen, entschiedenen Unglücks.“

„Wohlan! — sprach er — so laß uns um so eifriger dieser schönen Gegenwart genießen.“

Das Mal war nicht nur das Licht, sondern sogar das Geschäftsgeräusch des Tages schon da, als sie erst erwachten.

„Jetzt muß ich von hinnen, Ludwig, wenn du unsere gänzliche Trennung nicht beschleunigen willst. Ueber acht Tage komme ich wie gewöhnlich wieder.“

Nur mit Mühe überredete sie den Grafen von der Nothwendigkeit des Scheidens; und als es erfolgte, als seine Arme sie zum Abschiede an die Brust zogen, da sagte er doch noch: „Warum nicht lieber in solcher Umarmung trotzig erwarten, was droben beschlossen ist?“

Was hilft — fragte Hertha — was hilft sein Trotz dem Eichbaume, den der Sturm aus der Wurzel reißt?“

12.

Auf der Burg war alles schon wach

und in der peinlichsten Unruhe, um den abwesenden Grafen. Um so lauter erscholl die Freude bei seiner Rückkehr. Das Entzücken, welches seiner Gemahlin beim Wiedersehen einen Schrei auspreßte, verwundete den Schuldigen aufs heftigste. Vergebens suchte er sein Gewissen in einer stürmischen Umarmung zum Schweigen zu bringen. Jeder Blick aus ihren reinen, liebreichen Augen war ein grausamer Dolchstich für sein Herz. Allenthalben hatte die Gräfin nach ihm ausgeschickt, nur nicht in den Garten: weil sie ihn hier nicht vermuthet.

Er sagte, daß sie sich, wenn wieder ein solches Ausbleiben erfolgen sollte, nur darüber beruhigen möchte. Sie kenne ja seine Lust an der Jagd, und er sey die ganze Nacht auf dem Anstande gewesen.

Die Freude, ihn wieder zu sehen, ließ in Elsbeth keinen Zweifel gegen seine Worte aufkommen.

Von nun an brachte Graf Ludwig den größten Theil des Tages unter dem Vorwande seines Wohlgefallens an der Gärtnerei im Garten zu; hier allein schien ihm

sein

sein Leben der Mühe werth. Oft war es ihm, als vernehme er in der Luft die Küsse der schönen Hertha, wenn die Blätter mild an einander rauschten. Er war um so lieber im Garten, weil er hier den Blick der Gemahlin nicht auszuhalten brauchte. Denn, wie schon bemerkt, seit dem Ereignisse mit der Nachtviole war ihr der Garten so äußerst zuwider: daß sie das Wohlgefallen ihres Gemahls daran gar nicht begreifen konnte.

13.

Die nächste Zusammenkunft mit Hertha verging gerade wie die letzte; die darauf folgende gleichfalls. Graf Ludwigs Leben bestand jetzt fast in nichts weiter, als in einem gewaltigen Sehnen nach der wunderbaren Frau, und in dem Wiedervereine mit ihr.

Einstmals, als er eben wieder mit ihr in der Laube war, fragte er dringender als je zuvor, was es eigentlich für Bewandtniß habe mit ihrem Leben? und warum nur eine einzige Nacht in der Woche ihr möglich sey, ihn durch ihre Gegenwart zu beglücken?

Darauf

Darauf erseufzte sie tief, und sprach: „Forsche nicht nach dem, was ich nicht entdecken darf. Nur so viel: Eine frühere Schuld brachte mich in die Gewalt des Furchtbaren, der deines Vaters Gestalt annahm, um dein Geschlecht auszurotten. Unfehlbar wußte er, daß es deiner Gemahlin vorbehalten war, dir zu den drei Töchtern künftig auch noch den Sohn zu geben: darum solltest du Elsbeth verstoßen, und mich, die Unfruchtbare, an deren Stelle nehmen. Meine aufrichtige Liebe zu dir hat seinem Plane entgegen gewirkt. Soll übrigens unser Umgang fortdauern: so dürfen wir uns nicht eher, als in vierzehn Tagen wiedersehen. Denn in der nächsten Nacht vom Sonntage zum Montage ist abermals Vollmond, und da wird mein böser Gebieter seinen gewöhnlichen Weg hierher machen. Trifft er uns: dann bist du von Stunde an in seiner ganzen Gewalt.“

Ludwig war außer sich, Hertha so lange entbehren zu sollen. Er äußerte seine Furcht, solches nicht überleben zu können; und auf sein dringendes Bitten sagte sie endlich zu,

zu

zu kommen: doch unter der Bedingung, vor eilf Uhr den Garten wieder verlassen zu dürfen.

14.

Da erschien der Vollmond-Abend, und mit ihm Hertha. Sie war tiefbewegt.

„Warum — fragte Ludwig — so viel Unruhe, mein geliebtes Herz? Was kann uns schaden, da wir uns fügen wollen in das harte Geschick einer frühern Trennung?“

Hertha seufzte tiefer, als je zuvor. Und es zeigte sich, daß dies Seufzen nicht aus leerer Furcht entstanden war; denn so fest sie auch sich vorgenommen hatten, vor eilf Uhr schon fern von einander zu seyn: so war ihnen das Scheiden doch immer nicht möglich gewesen.

Eben sollte es geschehen: da stand aber, als sie aufblickten, der Furchtbare schon mit blitzenden Augen in der Thüre; abermals mit den Zügen von Ludwigs Vater, allein diese bis zum Schrecklichen übertrieben.

„Elende! — so rief er Hertha zu — statt meiner Klugheit zu folgen, die dich

zur

zur Gemahlin des Liebsten erhoben hätte, hast du dich zu seiner Buhlerin herab gewürdiget. Stören konnte das meine Plane, nicht aber sie zerstören. Zittert darum, Beide, wenn jemals die Gräfin etwas entdecken sollte von euerm Verständnisse!"

Hiermit verschwand die Erscheinung.

Hertha zerfloß fast in Thränen. „Wehe uns! — rief sie aus. Was ihm nicht vergönnet ist gegen die Unschuld, dazu eröffnet ihm die Schuld gar leicht den Pfad!"

Vergebens suchte Ludwig ihr Trost zuzusprechen. „Der Garten — sagte er — ist meiner Gemahlin, durch ihre Abneigung gegen ihn, zum verbotenen Orte geworden. Wir werden hier gewiß sicher seyn vor ihr."

Hertha schüttelte den Kopf; auch konnte er, ob sie nun schon die Nacht da blieb, in dieser ganzen Zeit ihrer Traurigkeit nicht Meister werden.

15.

Eine besondere Scheu wandelte Graf Ludwigen immer an, in der Nähe des alten

ten ehrwürdigen Priesters, der ihn vor dem jetzigen Unglücke gewarnt hatte; der Kaplan blickte auch oft so bedeutend nach ihm hin, daß Ludwig glauben mußte, er ahne bereits sein unseliges Verhältniß.

Als der Graf ein Mal im Beichtstuhle war bei ihm: da konnte auch der würdige Diener des Altares das lange schmerzlich verhaltene Wort nicht zurückdrängen.

„Und — sprach er, als der Beichtende sein Bekenntniß geendigt hatte, nachdem er ihn einige Zeit stumm und schmerzlich angesehn — weiter, mein geliebter Sohn in dem Herren, hättet ihr nichts auf euerm, sonst der heiligen Kirche so offenen Herzen?"

„Nichts!" antwortete der Graf mit wildem Blicke.

„Nichts! — fuhr mit inniger Rührung der Pater fort, ihn bei der Hand fassend — nichts, was euch um die Ruhe dieses Lebens, was euch — ach, all ihr Heiligen, ich beschwöre euch, bewahrt diese Seele davor! — was euch um die ewige Seligkeit bringen könnte?

„Nichts!" sprach der Graf so heftig, daß er selbst erschrak vor seinem eigenen,

an

an der Wölbung der Kirche wiederhallenden Worte. „Das aber — fügte er im Gefühle, seine ein Mal ausgesprochene Verneinung nicht widerrufen zu dürfen, aufstehend hinzu — muß ich euch noch fragen: ob ihr mich endlich lossprechen wollet, oder nicht?“

„Von den Sünden, so ihr gebeichtet habt, ja!“ antwortete der Greis.

„So thut, wie ihr für gut findet; nur macht ein Ende!“

Während der darauf folgenden Rede des Geistlichen war Ludwig im dürstersten Nachsinnen. „Seyd ihr nun ein Mal fertig?“ fragte er endlich nach dem Priester aufsehend, der seinen Mund schon früher geschlossen hatte.

Seufzend bejahete der Kaplan, und der Graf verließ Beichtstuhl und Kirche. Von jetzt an war es um seinen Muth geschehen. Der Gräfin selbst fiel die große Veränderung in seinem ganzen Wesen auf; ihr Schmerz suchte vergebens eine Anrede zu finden. Aus dem Burggarten kam er fast nicht mehr hinweg; hier, und wo er sich unbemerkt glaubte, sprach er häufig mit

sich selbst. Offenbar bestand in ihm ein ståter Streit zwischen seinen Gefühlen und seinem bessern Selbst; zuweilen schien Letzteres die Fesseln, worein er gerathen, mit Gewalt zersprengen zu wollen.

16.

Dieses mochte der Fall mehr als jemals in der Nacht vom Sonntage zum Montage seyn. Fest hatte er sich da vorgesetzt, Hertha ihre beiderseitige traurige Lage zu Gemüthe zu führen, und sie zum Abbrechen des ganzen Verständnisses zu bewegen. Zwar schien es ihm beim Eintreten in den Garten, als seufzten darüber alle Blumen, als schüttelten die Bäume ihre Häupter wegen des Vorsatzes, als stöhnten im Schilfe des benachbarten Teiches die letzten Laute der sterbenden Hertha; gleichwohl suchte sein Geist, durch anhaltendes Gebeth gestärkt, sich von allen diesen äußern Einwirkungen unabhängig zu machen.

Einzig mit seinem so schweren Vorsatze beschäfftigt, hatte er dies Mal ganz unterlassen, wie sonst gewöhnlich, mit der Gemahlin schlafen zu gehen, und dann, wenn

sie

sie eingeschlummert war, heimlich von ihrer Seite in den Garten zu schleichen. Er war in letzterm schon seit dem Nachmittage: da erklang die Stunde des Vereins vom Thurme, und er eilte nach der Laube.

Hertha trug dies Mal ein schwarzes Gewand; und obschon dieses ihr außerordentlich schön ließ: so sah sie doch weit blässer aus, als gewöhnlich. „Mein Ludwig!“ rief sie; und der Ton mit dem es geschah, und die schmerzliche Weise mit der sie ihm ihre Arme entgegen breitete, sagte aus: daß sein Vorsatz, den er doch nur den Blumen und Bäumen des Gartens vertraut hatte, ihr nicht verborgen geblieben sey. Um bestimmter zu wissen, ob dies sich also verhalte, fragte der Graf: warum sie das Mal so auffallend bewegt sey, auch eine schwarze Kleidung angelegt? da er sie doch nie anders, als in weißer gesehen habe.

„Frage nicht, Geliebter. Ich weiß, worauf du umgehest; und wenn ich schon meine Betrübniß darüber dir nicht verhehlen mag: so will ich doch auch deinen Entschluß

schluß keinesweges zu meinem Vortheile abzuändern suchen. Deine Ruhe, dein Glück ist mein erster Wunsch. Gern will ich untergehen, wenn du durch Ausführung deines Vorhabens den verlorenen Frieden wiederfinden kannst."

„Hertha! — rief da der Graf — Innigstgeliebte, woher bist du mit meinem Entschlusse bekannt worden?"

„Durch dich selbst. Wisse, Ludwig, daß ich dich die ganze Zeit her in diesem Garten immer unsichtbar umschwebt habe, und daß mein Hierseyn auch vielleicht der Grund ist zu der Abneigung deiner Gemahlin vor diesem Garten. Denn was Auge und Verstand ihr nicht verrathen, davon haben vielleicht die Gefühle mit ihr gesprochen; dunkle zwar und räthselhafte, aber doch gewichtige, ihr schauervolle Worte. Lebe wohl für immer mein Ludwig!"

Das Lebewohl aber gerade war dem Grafen zu viel. Eher wäre er vielleicht mit Hertha's Vorwürfen fertig geworden, als mit ihrer freiwilligen Aufopferung zu Gunsten seiner Ruhe. „Nein, Hertha! — rief

rief er aus. — Innigstgeliebte! Nimmermehr kann dein Untergang der Grundstein zu meinem Glücke werden. Selbst der Seelenruhe fluche ich, die ich um so hohen Preis erkaufen müßte."

Dazu zog er die heftig Widerstrebende an sein Herz. „Liebe oder Tod!" rief er aus, und riß sie mit Gewalt in seine Arme.

17.

Die Gräfin hatte dies Mal, da sie ihren Gatten im Garten wußte, Abends lange am Fenster gestanden, und, ihren Widerwillen vor den Farben und Düften des Gartens bezwingend, hinunter geschauet. Ihrem überaus scharfen Auge war es auch nicht entgangen, daß der Graf sich in die Laube verloren hatte. Gleichwohl war, um hinunter zu gehen, theils ihre Abneigung vor dem Garten allzugroß; theils meynte sie auch, daß wenn dort vielleicht gar ein ihrer Ehe nachtheiliges Geheimniß seinen Sitz haben sollte, diese ja doch durch dessen Entdeckung auch nichts gewinnen werde.

Mit

Mit diesem Gedanken legte sie sich endlich zur Ruhe: allein der Schlaf floh die Arme die ganze Nacht hindurch. Als nun gegen Morgen der Graf noch immer nicht zurück war aus dem Garten: da stand sie auf. In ihrer gränzenlosen Unruhe, daß ihm vielleicht ein Unfall begegnet seyn könne, kleidete sie sich an, warf einen Schleier über, und eilte so, bebenden Schrittes, die Treppe hinab nach dem Garten. Die heftigste Scheu wandelte sie besonders vor der Laube an, wohin sie am Abende ihren Gemahl hatte gehen sehen; allein sie bezwang sich, und schritt auf die Laube zu. Lange blieb sie in der Thüre stehen vor tiefem Schmerze, als sie die Liebenden hier schlummernd erblickte. Sie zu wecken stand sie an, aus Furcht, den Gemahl zu erschrekken; es ganz unbemerkt zu lassen, vermochte sie jedoch auch nicht: daher nahm sie den Schleier von ihrem Haupte, und breitete ihn über die Füße der beiden Schlummernden. Dann schlich sie traurig hinauf in ihr Wohngemach.

18.

Hertha erwachte zuerst. Als sie den Schleier erblickte, erschrak sie heftig, weckte sogleich den Grafen, und fragte ihn: „Was bedeutet das?“

„Gott! — rief er aus. Elsbeth muß hier gewesen seyn; das ist ihr Schleier!“

Da stieß Hertha — zu ihm gekehrt, der mit der Hand vor die Stirne schlagend in stiller Verzweiflung vor sich hinstarrte — einen durchdringenden Schrei aus, und sagte: „Wehe mein Ludwig! Nun sehen wir uns nie wieder, nie! Auf deinen Vorsatz, dich von mir zu trennen, war ich vorbereitet; dann würde ich wenigstens unsichtbar in deiner Nähe geblieben seyn. So aber muß ich weit hinweg von dir, wohl über hundert Meilen und weiter; darf auch nimmer in diese liebe Gegend zurück. Nimm daher diese drei Dinge zum Andenken, als Geschenke für deine drei Töchter; für die älteste diesen Maaßlöffel, für die mittlere diesen güldenen Becher, und für die jüngste dieses Ringelein. Verordne, daß sie und ihre Nachkommen meine Geschenke

sorgsam

sorgsam bewahren. So lange sie bei ihnen bleiben, so lange wird des Furchtbaren böser Wunsch nicht ganz in Erfüllung gehen. Denn wenn du dich auch keiner männlichen Erben erfreuen solltest: so wird doch das Glück den Häusern derjenigen immer treu bleiben, welche die Töchter einst zu Gemahlinnen erhalten.

Da versank Graf Ludwig in den tiefsten Schmerz. Die ungeheuere Kränkung, von welcher seine treue Gemahlin nun Zeugin gewesen war, und der nahe bevorstehende Verlust derjenigen, an der sein Herz so fest hing, vereinten sich, ihn ziemlich um alles Bewußtseyn zu bringen. Lange hatte er da gestanden, die Hand vor die Augen haltend. Nichts auf der Welt wünschte er mehr zu sehen, da er sie nun bald nicht mehr sehen sollte, die ihm zeither die ganze Welt gewesen war. Der trostlose Gedanke war noch sein Trost, daß sein Herz in der That zu fest in Hertha's Herz verwachsen war, um eine Trennung, wie die geweissagte, aushalten zu können. Als er nun, hiervon etwas gestärkt, die

Hand von seinen Augen nahm und aufsehen wollte nach ihr: so war sie nicht mehr da.

Gleich einem Rasenden durchstrich er den Garten, erstieg dann eine Anhöhe in ihm, von der man weit hinaus sehen konnte ins Land. Nirgends eine Spur von der Entflohenen. Da schlich er zurück in die Laube. Der Schmerz der Erinnerung an ein für immer verschwundenes Glück müsse ihn tödten, meinte er. Da gedachte er, daß er zuvor noch die Verzeihung seiner so schwer beleidigten Gemahlin nöthig habe; und der Letztern Schleier, so wie die Geschenke, welche Hertha ihm zurückgelassen, mit sich nehmend, eilte er aus Laube und Garten hinauf in Elsbeths Gemach.

19.

Eben erhob sich seine Gemahlin von ihrem Gebete. Eine himmlische Ruhe war an die Stelle des Kummers auf ihrem Gesichte getreten.

„Elsbeth!" rief Ludwig, und ließ sich vor ihr, niedergeschlagenes Auges, auf ein Knie nieder, den Schleier darreichend.

„Nichts

„Nichts weiter darüber!“ sprach die Gräfin.

„Und doch! — antwortete ihr Gemahl. — Ich schwöre darauf, so lange hier liegen zu bleiben, bis ihr mir vergönnen werdet, euch Alles entdecken zu dürfen. Ich war euch ein ausgezeichnetes Lebensglück schuldig. Der Gedanke wäre mir allzugräßlich, wenn ihr nichts als eine gemeine, heillose Untreue in dem Vorfalle der Nacht sehen könntet!“

Darauf erzählte er. Verzeihend nahm die Gräfin ihn in ihre Arme, und Ludwig fühlte sich um vieles erleichtert.

Allein das blieb nicht also. Der Gedanke an Hertha's Verlust kehrte mit all' seiner Marter zurück. Der Kaplan mußte kommen. Ludwig bereute sehr sein Benehmen im Beichtstuhle; entdeckte ihm hierauf alles, und fragte auch an: ob er Hertha's Geschenke beim Abschiede zu dem Zwecke benutzen dürfe, den sie ihm zugedacht. Der Priester weihete solche hierauf, und sagte: daß so wenigstens gewiß allem Nachtheile durch sie vorgebeugt sey.

20.

Noch trieb es den Grafen am Sonntage Abend jederzeit nach der Laube. Er ward alle Mal fast wahnsinnig, daß er nie sie fand. Allein das Eine Mal, wo er der Versuchung, hin zu gehen, mit der größten Qual widerstanden hatte, fing er nachher an wirklich zu rasen.

Ein neues Unglück kam jetzt über ihn, von welchem sein Haar völlig ergraute. Seine Gemahlin ward unpaß, dann bald bettlägerig, und starb. Der Abschied zwischen dem Ehepaare war höchst rührend. Kein Gedanke an einem Vorwurf auf dem Gesichte und in der Seele der Sterbenden.

Allein, kaum daß ihr letzter Athemzug dahin war: so fiel die Beleidigung, welche er ihr zugefügt hatte, mit aller nur ersinnlichen Marter auf ihn zurück. Der Kaplan durfte lange gar nicht von seiner Seite, so furchtbar waren die Anfälle seines Wahnsinnes. Eine Sonderbarkeit mehr war der Umstand, daß Ludwig zur Vollmondzeit allemal Abends nach dem Bildersaale begehrte, obschon hier seiner die unseligste Stunde harrte: denn alle Bilder

rings,

ringsum belebten sich, wie er meynte, auf ein Mal, alle in drohenden Gestalten. Besonders furchtbar schauete das Bild seines Vaters auf ihn. Ans Fenster aber ging er nie, um zu sehen, ob die Erscheinung noch immer zur gewöhnlichen Zeit aus dem Grabgewölbe nach der Burg hinüber schreite.

Ludwig berichtete dieses Ereigniß dem Kaplan, und der fromme Mann sprach: „sagte ich euch nicht, daß in der Nacht oftmals feindliche Gewalten sich der Gesichtszüge dargestellter, lebender Personen zu ihren Zwecken bemächtigen, und den Schildereien von ihnen ein furchtbares Leben mittheilen sollen? Meidet darum den Ahnensaal, edler Herr!“

Als aber Ludwig diesem Rathe gemäß dem gewaltigen Drange nach jenem Saale widerstand: so ging es ihm gerade wie damals, als er aus gleichem Grunde den Gang nach der Laube unterließ. Ein ungeheuerer Wahnsinn bemächtigte sich seiner, so daß auch der Kaplan seinen Rath wieder zurücknahm, und sagte: „wir sind insge-

sammt

sammt schwache Menschen, oft nicht fähig, die Absichten der Vorsehung mit uns zu durchschauen. Folget, wenn dem also ist, ein ander Mal nach dem Bildersaale. Abgebüßt muß doch ein Mal jede Sünde werden; vielleicht, daß die Angst in diesem Saale die zeitliche Strafe ist für die schwere Vergehung an eurer seligen Gemahlin, auf daß die ewige Pein euch erlassen werde." —

Der Kaplan schien richtig geurtheilt zu haben. Lange Jahre versäumte Ludwig keine Vollmondnacht den Gang nach dem Bildersaale; Allezeit traten vor seinem Auge die Gestalten seiner Ahnen ins Leben: doch nahm ihr Leben und die Drohung, welche sie ihm zublickten, immer mehr und mehr ab. Am Ende sah er ihre Züge in stiller Ruhe, wie am Tage; und mit dieser Ruhe kam auch wieder eine selige Ruhe in sein Herz.

21.

Den inzwischen ganz kraftlos gewordenen Kaplan verjüngte gleichsam die Freude, als er davon Kunde erhielt. Er ließ sich

auch zu dem Grafen führen und sagte, als er bei ihm auf einem Sessel saß: „wohl euch, edler Herr! Die zeitliche Pein habt ihr nun überstanden, um dem ewigen Heile desto sicherer entgegen zu gehen!“

Wirklich mußte Graf Ludwig sich noch an demselben Tage zu Bette legen. Ein Frieden der Seele, wie er lange ihn nicht gehabt, versüßte ihm das Krankenlager.

Seine Töchter waren indessen vermählt worden: die älteste an Simon von Bassenstein, die zweite an einen Herrn von Crouy, und die dritte an einen deutschen Rheingrafen.

Als nun die guten Kinder schluchzend um sein Sterbelager standen: so theilte er ihnen die Geschenke mit, wie die Geliebte, welche er nie wieder gesehen, solches beabsichtiget hatte. Darauf verschied er, und ward an die Seite seiner treuen Gemahlin zur Ruhe bestattet. Mit ihm ging sein Geschlecht wirklich zu Ende.

Was aus den, den jüngsten beiden Töchtern bestimmten, Geschenken der wun-

derbaren

derbaren Frau geworden, ist nicht bekannt; davon aber hat man gewisse Kunde, daß das Haus Bassenstein lange Zeit hindurch aus der Stadt Spinal *) einen Fruchtzins bezogen hat, den abzumessen der, der ältesten Tochter des Grafen zugekommene, Maaßlöffel alle Mal gebraucht worden ist.

*) Epinal.

Die

Die Todtenrache.

Von

Carl von Miltitz.

Der reiche Freiherr Albert von Tzschirnstein hatte eine große Jagd ansagen lassen. Auf allen Straßen, die nach seinem Schlosse führten, sah man seit einigen Tagen junge Edelleute auf schönen Pferden, mit reichem Gefolge ziehen. Unzählige Hunde in Koppeln getheilt, viele Falkoniere mit ihren verkappten Vögeln auf der Faust, vermehrten den Troß. Dazu schallten Hörner in Feld und Wald hinaus, und fröhliche Jägerlieder ertönten.

Der hellblaue, klare Winterhimmel verhieß eine glückliche Jagd, und erhöhete die Fröhlichkeit der Theilnehmenden. Freilich war auch der zu hoffende glückliche Erfolg ihres Vorhabens das Einzige, was die jungen Herren Angenehmes erwartete; denn

Herr

Herr Albert von Tzschirnstein war nicht der Mann, dem die Kunst zu Gebote stand, seinen Gästen durch sich selbst einen heitern Tag zu verschaffen. Er galt in der Gegend allgemein für halb wahnsinnig. Bald bis zur finstersten Schwermuth düster, bald bis zur Rohheit ausgelassen, war er eben so wohl ein Räthsel, als ein Gegenstand der Verachtung der Bessern.

Die Nachbarschaft kümmerte sich übrigens um den Grund und Ungrund dieser Behauptung nicht sehr. Sobald es bekannt ward, daß Albert zum Tzschirnstein offene Tafel halte, prächtige Jagden gebe, und Gold mit vollen Händen auswerfe, so hatte er auch einen Schwarm von guten Freunden um sich, die, der gewöhnlichen Weltweise nach, nicht begreifen konnten, wie ein Mann von so seltenen Eigenschaften, als Albert, so lange habe verkannt werden mögen. Deß lachte nun der reiche Freiherr aus vollem Halse, und sein gottvergessender Uebermuth stieg von Tag zu Tage. Nur bisweilen packte ihn seine düstre Laune, so heftig, daß selbst die weggeworfensten jener

Speichellecker in seiner Nähe nicht auszuhalten vermochten. War eine solche Periode vorüber, dann pflegte er die glänzendsten Feste zu geben, und Tage lang zu banketiren, als wollte er sich für die Entbehrung schadlos halten. Sein Hausmeister mußte sodann eine Liste umherschicken, auf der alle Edelleute weit und breit, auch solche, die Tzschirnstein gar nicht kannte, eingeladen wurden. So war es gekommen, daß dies Mal unter den Geladenen Herr Franz von Waldow sich befand, der freilich gar sehr von Albert und seiner gewöhnlichen Gesellschaft abstach. Denn so roh, vermessen und ungestüm sich dieser überall zeigte, so bescheiden, sanft und fromm war jener.

Der Ruf nannte Waldow den tüchtigsten Jäger des Landes; und dieser Ruf mochte Tzschirnstein verleitet haben zu glauben, das sey ein Mann wie er ihn brauche. Er sah nun wohl beim ersten Wort, wie sehr er sich geirrt; und diese Entdeckung war nicht geeignet, seine jähzornige Gemüthsart sanfter zu stimmen. Die große Achtung indessen, die einige der angesehen-

sten

sten aus der Gesellschaft Herrn Franz von Waldow bezeigten, und ein gewisses, sehr entschiedenes Wesen, das der junge Mann äußerte, so oft Albert anfing, sich gehn zu lassen, flößte diesem Ehrfurcht ein, und er wagte es nicht, sich eine Ungezogenheit zu erlauben.

Eine Wildeschweins-Hetze sollte dem heutigen Waidmannsfeste die Krone aufsetzen. Zu dem Ende begab man sich in die dichtesten Waldungen des weitläufigen Reviers. Allein ein im besten Jagen plötzlich eingefallenes Unwetter, das mit jedem Augenblicke ärger wurde, zwang die Gesellschaft, von allen weitern Unternehmungen gegen die borstigen Waldesthiere abzustehen; und man war froh, ein Obdach zu finden, das, obschon hinfällig genug, doch Schutz für die Witterung, und Stallung für die ermüdeten Pferde verhieß.

Das Jagdhaus im Wüstemarker Forste war es, was in seinen verfallenen dunkeln Mauern die fröhliche Gesellschaft aufnahm. Seit vielen hundert Jahren hatte hier eine

kleine

kleine Burg gestanden, die wüste Burg genannt; weil, der Sage nach, böse Geister ihr Wesen dort trieben, und über Nacht kein menschliches Geschöpf in ihrem Gehöfte duldeten. Aus Mangel an Bewohnern war das Gebäude verfallen. Weil aber des Ortes Gelegenheit zur Jagd sich sehr gut eignete, so hatte Albert die schlimmsten Stellen unterstützen, und ein Paar Zimmer, so wie ein Erdgeschoß, eine Castellan-Wohnung dort einrichten lassen.

Die lange eichne Tafel ward mit einem Ueberfluß von allerhand Jägerkost und trefflichen Weinen reichlich besetzt, die leuchtertragenden Hirschköpfe an den hohen Wänden mit brennenden Kerzen besteckt, ein großer Schenktisch aufgeschlagen, und die zahlreiche Gesellschaft nahm nun mit dem festen Vorsatze Platz: so tapfer zu trinken, daß der Weingeist der Winterkälte den Preiß abgewinnen sollte.

Indeß die Förster mit ihren Purschen nur auf etwas weniger wildes Schneegestöber warteten, um aufs neue die verlorene

Spur aufzusuchen, zechte man im Saale an der Tafel und lachte, daß die leeren Nebenzimmer dröhnten; dazu qualmte der Dampf, aus zwanzig rauchenden Tabaksschornsteinen, in blauen Wolken empor.

Man hatte mit den so oft gehörten, und dennoch so oft wiederholten Waidmannsgesprächen eben ein paar Stunden hingebracht, und der Tag fing schon an sich zu neigen, als der Castellan eintrat, und einen verirrten Reisenden meldete, der um ein Nachtlager bitte.

Ihr wißt — fuhr Tzschirnstein auf den alten Castellan ein — daß ich keine Niederlage hier leide! Der Kerl soll sich fortpacken. Aber bedenkt doch — sagte Waloow bescheiden — bedenkt doch, daß ein armer Fußgänger bei dem entsetzlichen Schneegestöber verunglücken kann. Uns ist er ja nicht im Wege, da wir alle nicht hier zu Nacht bleiben!

„Ich habe meine Gründe — antwortete Tzschirnstein — weßhalb ich nicht gestatte, daß mein Jagdhaus zu einem Gasthof werde.

Und

Und was das Wetter betrifft, so schläft er im Wirthshause sicherer und trockner, als in dem halbverfallnen Schlosse!"

„Wer ist denn der Wandrer" fragte Waldow den Jäger, indem er seine Börse hervorsuchte.

„Pater Joseph, Ihro Gnaden — aus Blasien-Zell."

„Der packt sich ohne weiteres — schrie Albert, vor Zorn roth werdend — verdammter Saalbader! ich kann den süßlichen, greinenden Pfaffen nicht ausstehn!"

Wenn ich recht gehört habe — sagte der Jäger — so hat er einen Auftrag an meinen gnädigen Herrn, von seinem Kloster.

„Fort! sag' ich. Ich habe mit niemand aus dem Kloster zu sprechen. Die Bettelmönche treten einem so die Schuhe bald aus. Er soll sich packen, oder" —

Laßt den Pfaffen kommen — riefen etliche der Leichtsinnigsten — laß ihn kommen, Bruder Tzschirnstein! wir können uns vielleicht tausend Spaß mit dem närrischen Kerl machen!

Das muß ich verbitten — fiel Waldow ernst ein. — Ihr Herren wißt nun schon,

daß ich kein Kopfhänger bin, auch nicht jedes Wort auf die Goldwage lege; thut mir dagegen den Gefallen, und behandelt den geistlichen Herrn mit Achtung. Es geht mir durch die Seele, wenn eine ehrwürdige und unschuldige Person der Gegenstand allgemeinen Spottes wird!

Vivat der Prediger Sirach! — sangen einige, die Gläser anstoßend.

Wie ihr wollt — meinte Waldow — ich trinke mit. So! — Aber nun laßt mir auch den geistlichen Herrn zufrieden. Andreas — rief er gebietend — Pater Joseph wird gebeten, einzutreten, und ein Glas Wein mit uns zu trinken!

Weiß gar nicht — murmelte Tzschirnstein — weßhalb ich mir dergleichen Einmischungen in mein Hausrecht gefallen lasse! Brauche ja dergleichen nicht zu leiden!

Ihr duldet's — sagte Waldow fest — weil Euch Euer Gewissen das Ungerechte und Lieblose eines solchen Verfahrens vorwirft!

Pater Joseph trat herein. Man sah es dem armen Manne an, wie sauer ihm

der

der lange Weg aus dem Kloster hieher geworden war. Er konnte sich fast nicht erhalten und schwankte vor Müdigkeit. — „Der Herr sey mit Euch!“ — sagte er jetzt, die Gesellschaft grüßend.

Besser alle schönen Frauen mit uns! rief der halbtrunkene Tzschirnstein.

Waldow verbesserte die Ungezogenheit, indem er den Geistlichen niedersitzen hieß, und ihm ein Glas Wein reichte. Pater Joseph nahm beides mit Dank an, und wandte sich dann an den Burgherrn.

„Gnädiger Herr, verzeiht mir, wenn ich Euch ungelegen komme. Aber meine Jahre und die Beschwerde, im tiefen Schnee zu schreiten, verstattete mir nicht, Euch in Tzschirnstein aufzusuchen. Ich dankte daher Gott, als ich vernahm, daß ihr eben zur Jagd hier wäret, und meinen Auftrag sogleich anhören könnet. Sobald ich mich ein wenig erholt habe, schreite ich sogleich fürder. Mein Kloster wünscht nämlich —

Wieder eine Betteley — unterbrach ihn Tzschirnstein rauh — ich gebe nichts!

Das sollt Ihr ja gar nicht — antwortete

tete Pater Joseph — wenigstens kein baar Geld. Seht nur, der Klosterkirchhof ist zu klein, die Gräber müssen deßhalb umgerissen werden. Da fragt nun der Hochwürdige Herr Abt durch mich bei Euch an: ob Ihr jetzt, da die Stätte ihm noch bekannt ist, nicht Eures ältesten Brüderleins Gebeine wolltet ausgraben, und im Erbbegräbniß Eurer Familie beisetzen lassen, damit sein Andenken auf die Nachwelt komme!

So hättet ihr noch einen ältern Bruder? — fragte Waldow. Ih ja — antwortete Tzschirnstein — der Teufel holte ihn aber schon vor zwanzig Jahren.

Pfui! welche Worte unter Christen, und über Verstorbene! Wahrhaftig, man könnte sich schämen, in Eurer Gesellschaft zu seyn!

Nach Belieben, Herr von Waldow. — Auch will ich Euch die Meinige gar nicht aufdringen!

Ich werde sie ohne Eure Erlaubniß verlassen — entgegnete Waldow — sobald es mir beliebt. — Aber sagt mir doch, Ehrwürdiger Herr, warum ward denn der

ältere Herr von Tzschirnstein nicht gleich in der Familiengruft beigesetzt? —

Ich weiß nicht — antwortete Pater Joseph achselzückend — damals war ich noch nicht im Kloster. Dem Vernehmen nach —

Der Bube — fiel Albert ein — starb an einer bösartigen Krankheit. Um Ansteckung zu vermeiden, ward er nicht in die Familiengruft gebracht. Das könnte Hieronymus, sein Lehrer, bezeugen, wenn er noch am Leben wäre.

Um Gott — rief Pater Joseph — beruft Euch nicht auf das Zeugniß dieses Ungeheuers; und zum Heil Eurer Seele laßt uns glauben, daß ihr nie etwas mit ihm gemein hattet. — Aber was soll denn nun mit dem Grabe Eures Bruders werden?

„Meinetwegen laßt die Grube umreißen — zürnte Albert, der seine Wuth kaum mehr bezähmen konnte — und werft die Knochen den Hunden vor!"

„Ach! — hallte es auf ein Mal klagend durch den Saal, den Tzschirnstein verließ.

Was war das? riefen alle, und fuh-

ren von der Tafel auf. Viele liefen zu den Fenstern, weil sie glaubten, der Ruf sey draußen erklungen. In der That war ein Jagdhund auf den Knaben des Castellans losgefahren, und hatte ihm sein Butterbrod entrissen, worüber der Knabe aufschrie. Die Knechte hatten es auch gehört, und so war der Zufall erklärt.

Albert ließ sagen, daß das Wildpret sich aus den Wüstemarker Forsten weggezogen habe; er werde deßhalb sogleich nach Tzschirnstein zurückreiten, und lade die Gesellschaft dahin ein.

Waldow, entschlossen, sich los zu machen, ließ dies Albert wissen; der ihm freistellte, nach seinem Belieben zu thun. Er stand an der Thür, als der Schwarm abzog, und hörte deutlich, wie dieser dem Castellan zurief: „ihr steht mit eurem Kopf dafür!“

Das wüthende Heer war abgezogen, und er trat eben wieder ins Zimmer, als ihm Pater Joseph zurief: „Ey, ey, mein sittiger Herr von Waldow! wie kommt denn ihr, ein solch sanftes Lämmlein, in die Gesellschaft dieser Wölfe?“

Das will ich Euch mit wenig Worten melden,

den, Ehrwürdiger Herr. Ich war Soldat, und habe dem allgemeinen Christenfeinde nach Kräften Abbruch gethan; wie das die Narbe auf meiner Stirn, und dies Kreuzlein an der Brust zur Gnüge bezeugen. Nun der Krieg zu Ende ist, mein' ich, könnte ich nichts bessers thun, als die weitläufigen Besitzungen meiner seeligen Eltern gewissenhaft verwalten, den armen Leuten wohlfeil Holz, und Sicherheit vor den Thieren des Waldes verschaffen. Da pflanze ich denn in meinen Forsten die Blößen emsig zu, und sitze den Wölfen, Bären und Wildschweinen tüchtig auf der Spur; was ich denn auch, ehrlich gestanden, nebenher von Herzen gern thue!

Ihr wandelt in Eurem Berufe — nahm Pater Joseph das Wort — die ganze Gegend nennt Euch den Freund der Armen; da sey Gott vor, daß ich Euch tadle. Zudem zieht das Waidwerk tüchtige Männer, wie sie die Zeit braucht; auch mag wohl im Walde weniger unnütz und schädlich Gespräch geführt werden, als in den vergüldeten Zimmern der Großen. Nur diese

Zech:

Zechgesellschaft schien mir für Euch etwas zu wild.

Urtheilt nicht so strenge, Ehrwürdiger! Es giebt unter diesem Schwarme manchen wackern Gesellen, der tüchtig in die Ungläubigen einhieb, und dessen Herz weit milder ist als seine Sitte. Nur Tzschirnstein, den ich heute zum ersten Male sehe, ist mir recht mißfällig geworden. Er scheint mir weniger verrückt, als ihn das Gerücht schildert, aber desto härter und ruchloser von Gemüth. Ich schlage nicht leicht Einladung zur Jagd aus; schon oft bin ich auf diese Weise mit Güterbesitzern bekannt geworden, und habe gelegentlich ein gut Wort für einen armen Unterthanen einlegen können, den der Amtmann zu Tode quälte. Deßhalb nahm ich Tzschirnstein's Einladung an. Gott verhüte aber, daß ich je wieder mit einem Menschen zusammen komme, der so gotteslästerlich von seinem verstorbenen Bruder sprechen kann. Seyd indeß doch von der Güte, mir zu erzählen: was es mit dem Begräbnisse dieses seines Bruders für eine Bewandtniß gehabt. Mein seliger

Vater hat mir manch Sonderbares von diesem Geschlecht erzählen wollen. Und wer ist denn jener Hieronymus, den ihr so abscheulich abmahlet? Während ich meine Pferde zu recht machen lasse, könntet ihr mir wohl etwas davon erzählen.

Schon früher, edler Herr — erwiederte Pater Joseph — sagte ich Euch, daß ich nur erst seit kurzer Zeit nach Blasien-Zell gekommen, und daher kein Augenzeuge der Begebenheit gewesen bin, die ihr zu hören verlangt. Der Prior unsers Klosters aber, ein hochbejahrter Mann, und, bei Lebzeiten von Herrn Alberts Mutter, Kaplan auf dem Tzschirnsteine, hatte mir die Geschichte dieses Stammes mehre Male erzählt, so, daß ich sie ganz wohl im Kopfe habe. Die beiden Männer rückten näher an das flammende Kamin, und der Geistliche hob folgendergestalt an.

Das Geschlecht derer Herrn von Tzschirnstein ist eins der allerältesten und angesehensten im Lande, und hauptsächlich in dieser Gegend. Ehedem waren sie

sie durch ihre Milde gegen Kirchen und Klöster, gegen Kranke und arme Pilger, eben so beliebt, als ihres Reichthums und ihrer Macht wegen gefürchtet und geehrt. Späterhin zerstörte Bruderzwist so den Frieden als die Wohlhabenheit des Geschlechts. Durch Theilung der Besitzthümer unter mehrere Söhne, die die väterlichen Schätze verpreßten, schmolz die große Masse. Einer aus ihnen achtete seine Seele nicht zu theuer, um für diesen Preiß seine Habe zu vermehren. Im Zweikampfe erschlug er den einen Bruder; der andre starb an einem vergifteten Trunke. Aber Schätze auf solche Weise zusammen gehäuft, bringen ihrem Besitzer Unsegen. Der Mörder trank, durch Versehen eines treuen Dieners, den Tod aus demselben Becher, der seinen Bruder aus dem Wege geräumt hatte. Vor seinem Tode mußte er noch das schnelle Verschwinden seiner Habe selbst mit ansehen. Nicht glücklicher waren seine Nachkommen. Wasser und Feuer verheerten ihre Ländereien, und was sie in eignem Verschlusse hatten, zerrann durch untreue Diener. Den letzten Enkel jenes

Mör-

Mörders rettete nur der Tod noch vor Verpfändung der Güter. So verstrichen Menschenalter, und die sonst so gefürchteten und geehrten Tzschirnsteine, schon lange nicht mehr im Besitz ihrer reichen Herrschaften, führten, auf ihr Stammschloß beschränkt, ein dunkeles, unbekanntes Leben. Endlich schien des Himmels Zorn versöhnt. Des jetzigen Eigenthümers Großvater erwarb durch eine reiche Heirath Vermögen genug, um einige verpfändete Güter wieder einzulösen. Sein Sohn Ernst fuhr in weiser Sparsamkeit fort, und brachte ebenfalls durch Verbindung mit einer Erbtochter, fast alle ehemaligen Tzschirnsteinischen Güter an sich. Nun ließ er seiner Neigung zu den Wissenschaften freien Lauf. Er stiftete eine kostbare Büchersammlung, und gab, durch den aufs prächtigste aufgeführten neuen Schloßflügel, der Armuth Verdienst. Ueberhaupt war auch er ein Freund der Nothleidenden, die ihm manche Unterstützung verdankten. Sein Geschmack an Chemie und den geheimen Wissenschaften, wobei er oft sich selbst vergaß, brachten ihn mit einem Mann zusammen, der, selbst ein Unge-

heuer,

heuer, auch seines Wohlthäters Namen in Fluch verkehren solle. Hieronymus, ein wegen schändlicher Verbrechen aus seinem Kloster verjagter Jacobinermönch, fand in Tzschirnstein Aufnahme und Schutz.

Seine chemischen Künste verschaften ihm Zutritt in das Laboratorium, und seine Verbindung mit dem Erbfeinde alles Guten, wandte ihm das Herz des sonst so wackern Herrn gänzlich zu. Vergebens bemühte sich Frau Irmentrudis, des Burgherrn Gemahlin, ihren Gatten aus den Schlingen jenes Gräßlichen zu lösen. Hieronymus, aller Naturkräfte kundig, dabei ein höchst gewaltiger Magier, wußte sich durch Hülfe eines magischen Schlafes ihr Inneres so zu enthüllen: daß sie ihm ihren Haß, so wie alle ihre Bemühungen ihn zu entfernen, selbst anvertrauen mußte. Gott weiß, welche Schändlichkeiten der Entsetzliche ihrer reinen Seele angedichtet haben mag: allein nach Verlauf einiger Zeit ward sie bei Nacht auf das damals noch ziemlich erhaltene Schloß Wüstemark gebracht, das sie bis zu ihrem baldigen Ende

nicht

nicht wieder verließ. Ihre einzige Gesellschaft, und auch wohl ihr einziger Trost war ihr ältester Sohn Ernst, ein siebenjähriger Knabe; den man ihr, weil ihn sein Vater nicht liebte, mitgegeben hatte.

Eines sonderbaren Umstandes muß ich hier noch erwähnen, der wohl nur dem Abt bekannt worden war.

Hieronymus war nämlich beider Knaben, Ernsts und Alberts, Hofmeister. Die Kinder, nur ein Jahr aus einander, zeigten sich dennoch im Gemüth ganz und gar verschieden. So sanft und fromm Ernst, so wild und bösartig war Albert. Kraft seines geheimen Wissens, mochten wohl die jugendlichen Gemüther offen vor Hieronymus Blicken da liegen. Seine Vorliebe für Albert, so wie sein Haß gegen den sanften Ernst, soll aber dadurch geschärft worden seyn: daß, als er einst seine eigne Hand nach den Regeln der Chiromantie geprüfet, er die Lebenslinie durch den Buchstaben E recht in der Mitte zerschnitten befunden; welches er dahin erkläret, es werde ihm

Ernst

Ernst dereinst nach dem Leben stehen. Der Knabe ist seitdem von ihm gar übel und hart gehalten worden; weßhalb dieser, als ihm sein Vater einst begegnet, und ihn nach seinem Befinden gefragt, mit den Worten „vim patior! ich leide Gewalt!“ geantwortet haben soll. Als Hieronymus dies erfahren, hat er den Knaben auf das entsetzlichste gemißhandelt, und ihm bei seinem Leben verboten, diese Worte wieder auszusprechen; worauf Ernestus erwiedert, er wolle ihn dereinst damit vor Gott und den Menschen anklagen.

So arg nun auch Hieronymus den unschuldigen Knaben gehasset, so hat er doch nicht den Muth gehabt, sich an demselben zu vergreifen; sondern sich daran begnügen lassen, daß derselbe seine Mutter ins Exilium begleiten müssen. Dagegen hat er mit dem Burgherrn so ganz und gar nach seinem Willen geschaltet: daß er in dessen Namen alle fromme Stiftungen, die derselbe fundirt, eingezogen, alle Allmosenspenden und Speiseaustheilungen aufgehoben; wodurch er manche Kummerthräne und manchen

chen Verzweiflungsfluch auf sich geladen, welches aber sein versteinertes Gemüth gar wenig gerühret. Ja, bei des Burgherrn bald erfolgtem Tode, ward er von demselben zum Vormund der beiden jungen Herrlein ernannt; kraft welcher Verordnung Ernst, unter dem Vorwande der Gemüthsschwäche, auf Wüstemark bei seiner Frau Mutter verblieben, der zehnjährige Albert aber, unter Hieronymus Leitung, die väterliche Erbschaft allein angetreten. Als nun Gott diese Dulderin zu sich gerufen, hat Herr Ernst von dem Vormunde begehret: daß er ihn in ein Kloster thun solle; weil er entschlossen sey, sich dem geistlichen Stande zu widmen. Dies Gesuch ist ihm aber, seiner Jugend halber, abgeschlagen, und ihm zur Aufwartung ein, von Hieronymus ausgesuchter Diener zugegeben worden.

Wie nun das arme Herrlein auf dem Schlosse Wüstemark gehalten, und welche heiße Thränen, um Erlösung aus der Hand seiner Feinde, es daselbst vergossen, mag Gott allein wissen: da der alte finstre Knecht nieman-

niemanden den Zutritt in die Burg gestattet. Er ist, der Sage nach, bald darauf an einer ansteckenden Krankheit gestorben, und in einem unansehnlichen Särglein, ohne vorherige Ausstellung der Leiche, auf dem Gottesacker, anstatt in der Familiengruft, bei Nacht begraben worden; wodurch denn Albert allein in den Besitz des reichen Erbtheils gelanget. Der gottlose Hieronymus, nachdem er bis zu Herrn Alberts Jünglingsjahren bei ihm verblieben, ist endlich von demselben, eines Zwistes halber entlassen; weßhalb er die Gegend gemieden, und in der Fremde elendiglich umgekommen seyn soll.

Der Geistliche schloß hier seine Erzählung, und Waldow saß, in tiefe Gedanken versunken, ihm gegenüber; da trat der Burgvoigt ein, und brachte dem Pater Joseph einen Zettel, worinnen man ihn, wegen gefährlicher Schwäche des Abtes, sogleich nach dem Kloster zurückbeschied.

Trotz Nacht und ungestümer Witterung trat derselbe ungesäumt seinen Heimweg an,

nach-

dem er vom Herrn von Waldow auf das dankbarlichste und höflichste Abschied genommen. Auch dieser wollte wenigstens bis zu dem nächsten, außerhalb des Forstes gelegenen Dorfe zu gelangen suchen, weil er dem Burgvoigt keinen Verdruß bei Albert zu machen wünschte, der alles Beherbergen über Nacht strenge verboten hatte. Zu seinem großen Verdrusse aber ward ihm gemeldet: sein Roß habe sich einen Nagel in den Fuß getreten, und könne durchaus nicht von der Stelle. Zugleich sagte ihm der Burgvoigt treuherzig: „bleibt immer, mein edler Herr, „über Nacht hier; und fürchtet nur nicht, „der Abschiedsgruß meines Herrn werde „gleich an mir in Erfüllung gehn. Die „Nacht wird stürmisch und finster, da naht „sich keiner, der uns verrathen könnte; bei „Tagesanbruch seyd Ihr dann wieder zum „Thor hinaus, ohne daß Euch jemand sieht. „Aber, ob Ihr die Nacht über im Schlosse „Ruhe haben werdet — ih nun, Ihr seyd „ein gar frommer Herr, da wird Euch der „Allmächtige schon in Schutz nehmen.“

Nun, nun guter Alter — versetzte Waldow — Ihr scheint ganz und gar zu ver-

gessen, daß Ihr zu einem Kriegsmann und Waidgesellen sprecht, der sich vor nichts in der Welt fürchten soll. Uebrigens wird es bei einem Paar Eulen und einem Heer von Fledermäusen wohl sein Bewenden haben!

Scherzt nicht, edler Herr! — entgegnete der Castellan — ich habe nur keinen Beruf, mich in Dinge zu mischen, die mich nichts angehen; oder den Gestalten, die da oben ihr Wesen treiben, Rede abzugewinnen. Nun — er legte die Hand auf den Mund — ich will Euch nicht das Herz schwer machen.

Thut das nicht! — lächelte Waldow — so vermag ich Allem, was mir begegnen möchte, mit Besonnenheit entgegen zu gehn. Habt übrigens Dank, daß Ihr mir, trotz Eurer Verantwortlichkeit, während des Unwetters einen Schutz gewähren wollet; und trefft nun die nöthigen Anstalten, wenn es Euch beliebt, mich bis zu Tagesanbruch zu beherbergen.

Die Familie des Castellans lag schon lange im tiefsten Schlummer, und Waldow

saß

saß noch immer lesend vor der alten Chronik, die er zur Unterhaltung begehrt hatte. Er fühlte sich endlich müde; es schien nichts seine Ruhe stöhren zu wollen, und so warf er sich halb entkleidet, den Faustriemen des Degens um die Hand geschlungen, auf das in einer Halle stehende Lager. Neben ihm brannten auf einem Tischchen zwei geweihte Kerzen. Unruhig hatte er sich seit einigen Stunden zwischen Wachen und Schlafen herumgeworfen: als ein leiser Hauch ihm über die Stirn strich, und zugleich das tief aus der Brust heraufgeholte Ach eines Seufzenden durch den Saal hallte. Waldow fuhr empor. Die Lichter brannten hell; bei ihrem Scheine sah er in einer Ecke, wo zwei Gewölbbogen auf einem Pfeiler zusammen liefen, ein Kind von etwa 12 Jahren stehen, das mit trauriger Gebährde nach ihm hin zu blicken schien. Das Gesicht des Knaben war blaß, aber höchst fein und anmuthsvoll; die goldnen Ringellocken fielen auf den entblößten Hals, um den ein breiter blutrother Streifen lief.

— Waldow starrte mit angestrengter Sehkraft nach der Stelle, wo der Knabe stand;

da erscholl wieder das schmerzlich stöhnende Ach, und die bleichen Lippen öffneten sich, wie um zu sprechen.

Das innigste Mitleid verdrängte jeden Schauer aus Waldow's Brust. Vom Lager sich erhebend, fragte er dringend: „Kann „ich dir helfen, du Jammerbild, o so sag' „es eilends! denn dein Anblick zerschneidet „mein Herz. Sag', kann ich?"

Der Knabe näherte sich; Waldow wiederholte seine Frage.

Du kannst mir helfen — antwortete das Kind, — wenn du willst.

Ob ich will? — ja ich will, will mit der ganzen Kraft meiner Seele.

Schwörst du, mich zu rächen?

Ich schwöre!

Hüte dich — warnte der Geist — ich würde dich entsetzlich verfolgen müssen, so du wortbrüchig würdest.

Sorge nicht — entgegnete Waldow.

Wohl! so reich' mir deine Hand! — Waldow gab sie; Todeskälte durchzuckte sein Gebein. „Mit diesem Handschlag — hob der Geist jetzt mit gewaltiger Stimme an — „weihe ich dich zur Todtenrache; rast-

„los

„los sollst du d'e'n verfolgen, den ich dir „zeigen werde; und nicht ruhen, bis du „sein schuldiges Haupt auf dem Blut„gerüste fallen hörtest. Kein Mitleid darf „dich beschleichen; keine Qual, die der Ver„brecher schon erlitten hätte, ihn vor der „gerechten Strafe schützen. Das Beil des „Henkers erwartet ihn; du überlieferst ihn „den Schergen, und müßtest du ihn aus „den Armen seines einzigen Freundes rei„ßen! Noch ein Mal! hüte dich, deinem „ernsten Berufe ungetreu zu werden. Wisse, „nicht nur dich selbst, sondern jeden, der „mit feigherzigem Mitleiden dich zu erwei„chen, von der mir verheißenen Rache dich „abzuwenden strebt, trifft meine Ahndung „schonungslos!“

„Ich habe geschworen!“ sagte Waldow fest.

„Nun so sieh', wofür dein Herz erbe„ben wird, und urtheile, ob ich zu strenge „vergelte!“

Ein dichter Nebel erhob sich nach diesen Worten im Saale. Wolkengebilde wallten auf und nieder; nach einigen Minuten la„gerte es sich wie ein durchsichtiger Flor über

der

der Tiefe des Zimmers, und auf der magischen Spiegelfläche konnte Waldow deutlich einen Altar unterscheiden, vor dem ein Jacobinermönch das Meßamt verwaltete. Nachdem derselbe eine Hostie consecrirt hatte, verließ er den Altar so langsamen Schrittes, daß Waldow Zeit gewann, sich die große Gestalt, und die finstern Züge wohl einzuprägen.

„Dies ist Hieronymus!" flüsterte ihm das Kind zu.

Jetzt kam Hieronymus zurück, neben ihm schritt der Knabe Albert, der seinen ältern Bruder Ernst — dem die Hände auf den Rücken gebunden waren — an einem Stricklein führte, und ihn mit häßlichen Blicken betrachtete, während diesem häufige Thränen aus den Augen stürzten. Nur zu gut erkannte Waldow in Ernstens Gestalt das Kindergespenst, das neben ihm stand.

Der Mönch drückte das Kind vor sich nieder, zog ein langes Messer aus dem Gewande hervor, und bohrte es langsam in des Knaben Herz, der röchelnd nieder sank. Jetzt trennte er das Haupt vom Körper, setzte es auf die Hostie, bedeckte es mit einem

nem güldnen Bleche, und schrieb mit dem Blut in einem Kreise um sich her allerhand Buchstaben und Zahlen. Dann hub er an, mit entsetzlichen Worten das Haupt zu beschwören: es solle ihm sagen, wo die im Schlosse Wüstemark verborgenen Schätze lägen, und wie lange die ererbten Güter bei Albert und seinen Nachkommen bleiben würden. Das Todtenhaupt verschloß nun zwar seine bleichen Lippen; aber anstatt der gehofften Kunde, strömte ein entsetzlicher Fluch über dieselben. Ueber kurz oder lang drohte es ihnen mit fürchterlicher Rache; Hieronymus zumal sollte nach entsetzlichen Qualen dennoch auf dem Blutgerüste enden; auch auf seinen Nachkommen sollte der Fluch unauflösbar haften, und weder der mannhafte Sohn noch die unschuldige Jungfrau sollten verschont bleiben. Hieronymus gerieth in Wuth, und wollte die Beschwörungsformeln verdoppeln. Allein Albert rief triumphirend: „Laß nur Hieronymus! habe ich doch das Erbtheil; und du sollst deines Lohnes auch nicht müßig gehn!“

Das Gesicht verschwand, der Nebel wogte dunkel auf und nieder, und als sich

Wal=

Waldow erholte, war keine Spur von all' dem Entsetzlichen zu sehen. Er glaubte geträumt zu haben; allein eine ihm wohlbekannte Stimme rief ihm zu: „Du hast nicht geträumt, sondern gesehen, was ich als ein Opfer der schändlichsten Habsucht und der grausamsten Rachgier erlitten habe. Du hast geschworen; so geh' nun hin, und räche du mich an dem verruchten Mörder Hieronymus; an Albert, dem unnatürlichen Bruder, räche ich mich selbst. Aber noch ein Mal, hüte dich vor Meineid!“

Ha, mein ganzes Wesen ist empört — antwortete Waldow — ich dürste darnach, dem Schändlichen zu vergelten. Aber wo finde ich Hyronimus? — Im Drachenwalde; da, wo Himmel und Hölle zusammenstoßen, wo die Ströme mit einander kämpfen, und die Sonne durch den Felsen scheint!

Nach diesem räthselhaften Bescheide verhallte die Stimme, und Waldow — von all' dem Entsetzlichen, was er gehört und gesehen hatte, aufs tiefste erschüttert — beschloß sogleich sein Rächeramt anzutreten. Er schrieb die gehörten Namen in sein Taschenbuch,

buch, und erkundigte sich beim Castellan am andern Morgen nach dem Wege, den er einschlagen müsse. Aber dieser sah ihn mit großen Augen an, und wußte in der ganzen Gegend keinen Drachenwald anzugeben. Eben so vergebens waren die Erkundigungen, die er unterweges einzog. Deßhalb beschloß er, sich nach der nächsten großen Stadt zu begeben, und dort bei unterrichteten Personen Nachfrage zu halten, ja — falls unter den gehörten Worten ein tieferer Sinn verborgen seyn sollte, — auch die geheimen Wissenschaften deßhalb zu Rathe zu ziehen.

Schon mehrere Monate lebte er dieses Zweckes halber in einer Residenz, wo er, um nichts unversucht zu lassen, mit Menschen fast aller Stände verkehrte, und die glänzendsten Gesellschaften besuchte, so wenig Behagen er auch darin finden mochte. Die Begebenheit auf dem Schlosse Wüstemark schien seinem ganzen Wesen eine andere Richtung gegeben zu haben. Zu einer so furchtbar ernsten Bestimmung geweiht, dünkte ihm alles, was nicht darauf Bezug

hatte,

hatte; ein unnütz zweckloses Treiben. Mit Bangigkeit und Ungeduld erwartete er alle Augenblicke die Kunde, die ihn an die Schwelle düstrer Ereignisse führen würde; aber daß die Erfüllung derselben sich von Tag zu Tage verzögerte, war nicht geeignet, seinen Trübsinn zu erheitern. Sein Aeußeres, so wie sein Stand und sein Vermögen, bereiteten ihm überall eine sehr ausgezeichnete Aufnahme. Er benützte diese Vortheile nur so lange, bis er die so oft gemachte Erfahrung wiederholt sah — nämlich sich seinem Zwecke auch um keinen Schritt genähert zu haben. Länger konnte er sich nicht bergen, daß er durch seine oft wiederholten vergeblichen Nachfragen eine kostbare Zeit versäume, die viel folgenreicher angewendet werden könnte, wenn es dem Geist gefallen hätte, den Ort, an dem sich Hieronymus aufhalten sollte, kurz und deutlich anzugeben. Auch lag etwas Kindisches darinnen, denjenigen, der zur Ausführung eines so höchst ernsten Geschäftes bestimmt war, durch launenhafte Verhüllung eines Ortes, gleichsam zum Besten zu haben. Endlich behielt auch der Geist nicht einmal seinen

eigenen Vortheil im Sinn: denn Waldow konnte ja unterdessen sterben, und dann blieb Ernst von Tzschirnstein ungerächt. Je länger er die ganze Begebenheit überdachte, je wahrscheinlicher ward es ihm, daß sie nur im Traume Statt gefunden. Des Castellans so wie Pater Josephs Erzählungen, der vielleicht zu häufig genossene Wein, Nacht und Einsamkeit an einem verrufenen Orte, konnten wohl eine solche Erhitzung seiner Einbildungskraft hervorgebracht haben. Gleichwohl mochte er sich nicht gestehn, daß, wenn seine Schlußfolge richtig sey, er sie früher habe anstellen, und auf diese Weise sich den ihm so schmerzlichen Zeitverlust habe ersparen können. Auch regte sich etwas in ihm, das jenes philosophische Raisonnement Lügen strafte: so daß er wirklich einem steuerlosen Schiffe zu vergleichen war, das, ein Spiel der Wellen, bald nahe an die Küste getrieben, bald in die offne See hinaus geschleudert wird.

In diesem Zustande hatte er eines Abends eine Gesellschaft, vielleicht das erste Mal in der Absicht, sich zerstreuen zu lassen,

sen, besucht, und gab sich willig den verschiedenen Empfindungen hin, die auf ihn einwirkten.

Schon mehrere Mal war, indeß er die Reihe der Tanzenden hinab sah, eine ungemein reizende Mädchengestalt an ihm vorüber geschwebt. Vergebens bemühte er sich, ihr mit den Augen zu folgen. Die Wirbel und künstlichen Verschlingungen des Tanzes entführten sie immer aufs Neue. Während sich Waldow nach dem Namen der schönen Tänzerin erkundigte, und erfuhr, daß sie eine Fremde sey, Fräulein Jacobine von Königswald geheißen, und mit ihrer Tante gleiches Namens seit einiger Zeit sich hier aufhalte, war der Tanz geendigt. Indeß die Abendtafel bereitet wurde, zerstreute sich die Gesellschaft in den angränzenden Zimmern, und Waldow fand leicht Gelegenheit, sich den beiden Damen vorstellen zu lassen. Frau von Königswald, eine Wittwe von reifen Jahren, verrieth viel Geist, und behandelte den Herrn von Waldow mit großer Achtung. Ihr Gespräch ward bald bedeutend; und man sah, wie wohl es der Witwe that: unter der Menge

Figu-

Figuren einen Menschen zu finden, der auch an einem ganz der Freude gewidmeten Abend, doch des darauf folgenden desto nüchternen Tages gedenken mochte, und deßhalb sich Besonnenheit zu erhalten bemüht war.

So lebhaft indeß auch die Unterhaltung zwischen Waldow und der Witwe geführt ward, so fand dieser doch Gelegenheit, auch Jacobinen hinein zu ziehen, und immer tiefer zu verflechten. Er ward entzückt von ihrem Geiste, ihrer Empfindung, und der alles überstrahlenden Heiterkeit, die, gleich der Sonne, alles vergoldete, was sich ihrem Lichtkreise näherte. Es war der reinste, jugendlichste Frohsinn, der in seiner Gesellschaft durchaus keine Düsterkeit aufkommen ließ, und die ganze Welt in und um sich her nur als eine große Anstalt, vergnügt und stets heiter zu seyn, ansah. Waldow gab sich gern der süßen Gewalt hin, obgleich er zu sich selbst seufzend sagte: daß eine solche Stimmung nur bei einer gänzlichen Unbekanntschaft mit Welt und Menschen Statt finden, und, bei dem glücklichsten Schicksal, kaum ein ganzes Leben hindurch dauern könne.

Sein Herz gehörte ihm seit diesem Abende nicht mehr an, und er wäre sich dessen mit Seligkeit bewußt worden: hätte die Erinnerung an Schloß Wüstemark sich nicht wie ein Trauerflor durch die ihm entgegen knospenden Rosen der ersten Liebe geschlungen. Leider konnte er noch immer nicht mit sich selbst über jene Begebenheit einig werden; und wenn er auch alles für Traum erklärte: so lag doch in der Consequenz seiner Erscheinungen eine Strenge, die allein hinreichend war, ihm ein großes Gewicht und ein bleibendes Andenken in Waldows Seele zu versichern.

Jacobine von Königswald hatte neben ihrer alles verschönernden Heiterkeit, einen hellen Geist, und ein liebefähiges Herz. Waldow, klug und edel, mit den ehrenvollen Zeichen an Stirn und Brust, dabei schön und kräftig, auf der Uebergangsstufe vom Jünglings- zum Mannesalter, konnte ihr unmöglich gleichgültig bleiben. Sie fühlte, daß ein bloß freundschaftliches Verhältniß mit ihm ihrem Herzen unmöglich, und eine gefährliche Selbsttäuschung

seyn

seyn würde. Daher dünkte es sie unwürdig, dem fragenden Jüngling ihr Herz in launenhaftem Spiele länger zu entziehen; und gestand ihm gern, daß sie ihm von ganzer Seele zugethan sey.

Jacobinens Verwandte, der die Liebenden bald mit dem Geständnisse des geschlossenen Bundes entgegen kamen, gab ihre Einwilligung gern; nur eröffnete sie dem jungen Manne, daß das Fräulein von Königswald nicht aus altadelichem Geschlechte, und, wie er bereits wisse, nur ihre Pflegetochter sey. Der Mangel an stiftsmäßigem Herkommen konnte bei einer Liebe, wie er sie empfand, kein Hinderniß geben; und da Frau von Königswald ihm versicherte, daß sie über Fräulein Jacobinen älterliche Rechte habe, so gab er sich sehr gern zufrieden. Nur als, bei Erwähnung von Jacobinens Aeltern, Thränen in seiner Verlobten Augen glänzten, bat er um einige Aufklärung dieser, bei ihrer Heiterkeit so seltenen Erscheinung. Jacobine hatte ihren Vater seit dem achten Jahre nicht gesehen, und wußte nichts weiter anzugeben, als daß

er

er ein großer Mann von finsterm Ansehen, aber so zärtlichem Innern sey: daß sie sich gar wohl erinnere, von ihm stundenlang auf dem Arme umhergetragen und geliebkoset worden zu seyn. An dem Tage, wo er sie ihrer Tante übergeben, habe er sie mit Thränen geküßt, und ihr versprochen, daß sie sich einst wiedersehen wollten. Dann habe er sich losgerissen, und sey wieder in den Wald zurück gelaufen.

Frau von Königswald, welche von Waldow ersucht ward, Jacobinens Erzählung zu ergänzen, konnte seinen Wünschen nur sehr unvollkommen genügen. Von ihres Schwagers, Jacobinens Vater, frühern Schicksalen wußte sie nichts. Er hatte sie, nachdem sie Wittwe geworden, in ihrer Zurückgezogenheit in einem böhmischen Städtchen besucht, und ihr Jacobinen gebracht, deren Mutter vor mehrern Jahren gestorben. Zu Erziehung des Kindes hatte er eine bedeutende Summe niedergelegt, und dagegen verlangt: das Kind solle den Namen Königswald führen, und durchaus nie versuchen, ihn selbst ausfindig zu machen;

in-

indem er entschlossen sey, auf einige Zeit seine Kunst als Arzt niederzulegen, und in der Einsamkeit zu leben. Schon damals habe es ihr geschienen — setzte Frau von Königswald hinzu — als sey er oft nicht recht bey sich, obschon er die Deposition des Geldes, so wie die Uebertragung seiner väterlichen Rechte an seine Schwägerin, mit der größten Genauigkeit besorgt hatte. Er ging von der innigsten Zärtlichkeit oft bis zu einer seltsamen Heftigkeit über, weßhalb seine Schwägerin oft erschrocken war. An dem Tage, den er sich bei ihr aufhielt, hatte er zuweilen nach einem abgesonderten Zimmer verlangt; und dort hatte man ihn in einer fremden Sprache bald freundlich sprechen, bald wüthen, und mit dem Fuße stampfen hören. Am andern Tage war er gegen Abend weg und nach den schlesischen Gränzen zu gegangen. Seit dieser Zeit waren nun zwölf Jahre verstrichen, und man hatte nichts wieder von ihm erfahren.

Waldow ließ sich an diesen Fragmenten genügen. Mochte nun der alte Sonderling noch am Leben seyn oder nicht: so konnte

das auf seiner Tochter Verbindung keinen Einfluß haben. Seiner väterlichen Rechte hatte er sich begeben, und sich absichtlich außer allem Verkehr mit den Seinigen gesetzt. Und wäre er auch an Ort und Stelle gegenwärtig gewesen, so ließ sich — Waldow durfte es in aller Bescheidenheit sagen — gegen einen solchen Schwiegersohn keine Einwendung machen.

Waldow lebte durch Jacobinens Liebe jetzt schönere Tage, als er sie je gekannt. Die Erinnerung an Wüstemark verlosch immer mehr und mehr; und da seit jener Zeit nun bereits sechs Monden verflossen waren, ohne daß ein Traum oder irgend ein anderes Anzeichen ihn daran erinnert hätte; da Jacobinens heller Verstand alle Erzählungen aus der Geisterwelt, mit denen ihr Verlobter sie bisweilen hatte prüfen wollen, schlechthin für Ammenmährchen und Unsinn erklärte; so stand dieser nicht länger an, eine Meinung fahren zu lassen, die ihn bisher nur höchst unglücklich gemacht hatte.

In der That ließ sich wohl keine ausschweifendere Forderung denken, als daß ein

junger

junger Mann, von der Seite der blühenden Geliebten weg, auf Gerathewohl umher reisen sollte: um an einem Orte, den er nicht zu finden wußte, Blutrache an einem Manne zu nehmen, den er nicht kannte, weil ihn das Gespenst eines Kindes im Traume dazu eingeweiht hatte. Waldow war zu vernünftig, um das Lächerliche einer solchen irrenden Ritterfahrt nicht einzusehen; er schämte sich seiner Leichtgläubigkeit vor Jacobinen, und die Erinnerung an den Traum verschwand aus seinem Gedächtnisse.

Einige Wochen vor der Vermählungsfeier befanden sich Waldow und Jacobine in einem kleinen Kreise befreundeter Personen. Waldow vermißte ungern einen ihm lieb gewordenen jungen Mann. Aber in dem Augenblick, als er sein Bedauern deßhalb an den Tag legen wollte, öffneten sich die Flügel, und der Jüngling sprang fröhlich herein, sein Außenbleiben mit der Ankunft eines Taschenspielers oder Magiers, den ihm ein Brief angekündigt, entschuldi-

gend. Er habe des Mannes außerordentliche Geschicklichkeit bewundert, und um der Gesellschaft Freude zu machen, ihn mit hierher genommen. Alles war entzückt über den glücklichen Einfall, und man bat ihn, den Magier einzuführen. Der Jüngling eilte ihm entgegen, berichtigte, um ihn geneigter zu machen, alles reichlich mit demselben, und beide traten nun in das Gesellschaftszimmer.

So Vieles man auch von des Mannes Geschicklichkeit erwartet haben mochte: so stimmte doch seine persönliche Erscheinung diese Forderungen bis zum Unerreichbaren. In der That war sein Aeußeres dazu gemacht, wenigstens Mädchenköpfe zu exaltiren. Er war von ungewöhnlicher Größe, blassem Ansehen, schwarzem Bart und Haar. Hals und Arme trug er bloß, eben so die Füße, an denen Sandalen befestigt waren. Seine Kleidung bestand in einer faltenreichen Toga von schwarzblauem, sehr feinem Tuche, die von der rechten über die linke Schulter nachläßig geworfen, und hier mit einer Spange von bunten Edelsteinen befestigt

festigt war. Unter dem Arme trug er ein Kästchen von Ebenholz. Er schien etwa 35 bis 40 Jahre zu haben. Seine Sprache klang tief, seine Ausdrücke waren geheimnißvoll. Die Männer flüsterten einander zu: der Marktschreier sey nicht zu verkennen.

Sein Pathos schien indessen an der Gluht der schönen Mädchenaugen zu schmelzen; er stieg von seiner tragischen Höhe herab, machte mehrere sehr niedliche Kunststücke, ließ Blumen auf die Frauen regnen, sagte ihnen Dinge aus der Hand vorher, die sie gern hören mochten, bannte die Degen der Männer, die mit ihm fechten sollten, in den Scheiden fest — und was dergleichen Herrlichkeiten mehr waren. Die Gesellschaft zeigte sich sehr vergnügt; indessen man hatte etwas Außerordentliches erwartet, und wollte nun mit dem, was man gesehen — so angenehm es war, und so wenig man es erklären konnte — nicht zufrieden seyn.

Der Magier schüttelte bedenklich das Haupt, da man dergleichen Wünsche an ihn gelangen ließ. „Sehr gern — meinte

er

er — säh' er sich mit solchen Anforderungen verschont; es könne nicht fehlen, er müsse durch deren Befriedigung Kummer, Besorgniß und Schrecken erregen, woran dann er und die Kunst unschuldig seyen." Man hielt dies für eine Ausrede. Eine der Frauen fragte ihn: ob er sich getraue, auf jede ihm vorgelegte Frage, sie betreffe Vergangenes, Gegenwärtiges oder Zukünftiges, befriedigende Antwort zu geben? „Ich glaube es zu können" — erwiederte er.

„O so sagt mir doch, kluger Mann — fiel Waldow halb spottend, halb ernsthaft ein — wo stoßen Himmel und Hölle zusammen, wo kämpfen die Ströme mit einander, und wo scheint die Sonne durch den Felsen?"

Alles lachte über eine Frage, die offenbaren Unsinn enthielt. Der Magier allein lachte nicht. Er sah Waldow'n prüfend einige Augenblicke an, dann entgegnete er: „Edler Herr, eure Frage zu beantworten fällt mir nicht schwer. Die Gegend, nach der ihr fragt, liegt recht mitten im karpatischen Gebirge, am Fuße der Felsspitze Tatra. Dort sind zwei Districte; der eine

von den Einwohnern wegen seiner Lieblichkeit der Himmel, der andre seines düstern Ansehens halber die Hölle benannt. Aus beiden Thälern strömen reißende Bäche; der eine die weiße, der andere die schwarze Magora genannt; da, wo die beiden Thäler zusammenlaufen, vereinigen sich auch die beiden Ströme. Aber wie Feuer und Wasser, Tag und Nacht, Hitze und Kälte mit einander streiten, so hier die beiden Ströme. Feindselig bäumen sich die erzürnten Wogenhäupter gegen einander; von ihrem Brüllen erzittern die tausendjährigen Eichen rings umher. So tosen sie bis in den tiefen Grund in der Gegend des Felsens Matra. Hier trennen sich die Fluthen; und wie mit dem Richtscheid abgeschnitten, fließt die weiße Magora rechts ab, indeß die schwarze links hinströmt. Durch des Felsens Spitze bahnte sich der Blitz einen Weg. Die Sonnenstrahlen fallen am längsten Tage queer durch die Oeffnung, und dienen der Umgegend als Zeitmesser. Ist einer von euch in der Gegend bekannt, so muß er die Wahrheit meiner Aussage bezeugen."

Da=

Dazu fand sich gerade niemand, und es mußte also die Bestätigung der wohl ersonnenen Antwort vor der Hand dahin gestellt bleiben. Der Magier, der den Unglauben an seine Worte bemerkte, erbot sich, dreyen Personen, die das Loos wählen würde, das Geheimste aus ihrem Leben ins Ohr zu sagen. Man loßte. Zwey junge Frauen waren die ersten, und man sah es an der Veränderung ihrer Farbe, daß des Magiers Worte sie tief bewegt hatten. Waldow war der dritte. Aber der Magier weigerte sich, diesem etwas zu sagen: weil, wie er sich ausdrückte, derselbe einer fremden Macht angehöre, und sonach die Kunst keine Gewalt über ihn habe. Waldow bezog dies auf sein Verhältniß zu Jacobinen, und fand es recht schmeichelhaft; verlangte aber dennoch, auch etwas zu vernehmen. „Nun, wenn ihr denn durchaus wollt — sagte der Magier — so hört!“ Waldow hielt sein Ohr an des Mannes Mund. „Das Fräulein dorten uns gegenüber — flüsterte der Künstler — mit den weißen Rosen im Haar, stirbt binnen wenig Monaten eines unnatürlichen Todes!“ Waldow sah auf, und mit

einem

einem Schrey des Entsetzens wich er auf die Seite — Jacobine war die Bezeichnete. Alles eilte auf ihn zu. Er brauchte einige Zeit, um sich zu erholen. Man wollte dem Magier zu Leibe, da Waldow nichts verrieth; allein der war nicht zu finden. Er mußte im ersten Schrecken entwischt seyn.

Waldow hatte sich indeß so weit gesammelt, daß er sich ausreden konnte. Man sprach nun viel und lebhaft über die Zuverlässigkeit der geheimen Wissenschaft, Traumdeuterey und dergleichen, mit getheilten Meinungen. Es war Jacobinens hellem Geiste vorbehalten, auch hier alle Dunkelheiten des Aberglaubens zu zerstreuen. Mit siegender Beredsamkeit bewies sie den Ungrund aller solcher Dinge, und konnte sogar das Unzuverlässige der Prophezeihungen mit Beispielen aus ihrem Leben belegen. „So besinne ich mich — setzte sie hinzu, weil sie gewahr wurde, daß sich Waldow während ihres Sprechens sichtlich erheiterte — so besinne ich mich, daß mir in meiner frühesten Jugend verboten ward, eine Gegend

zu besuchen, die man den *Drachenwald* nannte, und die unfern unsrer ländlichen Wohnung war. Eine Zigeunerin hatte nämlich prophezeiht: mir werde dort etwas Uebles widerfahren. Ich bekam eine andere Wärterin, die weniger Glauben an die Vorhersagung hatte, und mich hinführte, als ich es begehrte; und weder diese noch unzählige spätere Uebertretungen haben mir geschadet." Also giebt es doch einen Drachenwald? fragte Waldow. Ja — erwiederte Jacobine — wenigstens hieß der Grund so, der unfern unsrer Wohnung anhob; obschon ich nicht im Stande bin zu sagen, in welcher Gegend er gelegen habe. — Ein ander Mal — fuhr sie fort — hatte mich ein herumziehender Tabletkrämer mit einem artigen Spielwerk aus Elfenbein beschenkt. Es stellte den starken Simson vor, der dem Löwen den Rachen zerreißt. Unter dem Löwen standen ein paar lateinische Worte, die, wie ich mich wohl erinnere, „vim patior" hießen. Kaum ersah mein Vater, der ein Astrolog und Wundergläubiger war, das artige Bildwerk, als er außer sich gerieth, und betheuerte: diese Worte haben

ihm

ihm schon Unglück gebracht, und müßten auch über mein Haupt dasselbe ganz unausbleiblich herbeiziehn; weßwegen man es sogleich in einen grundlosen Felsenborn werfen sollte. Meine Thränen erweichten jedoch die Wärterin, die seinen Befehl wegen der Zierlichkeit der Arbeit nicht ausgeführt hatte, und ich durfte heimlich mit dem artigen Spielwerk mich erfreuen. Und auch hier blieb des guten Vaters Befürchtung unerfüllt!" Die Gesellschaft gab der starkgeisterischen Jacobine theils aus Ueberzeugung, theils aus Gefälligkeit Recht, und das schöne Mädchen hatte über die finstern Mächte einen ziemlichen Sieg davon getragen. Nur Waldow'n, der mit Mühe das Ende der Erzählung abgewartet, war ganz anders dabei zu Muthe geworden. Der gehabte Schreck lieh ihm einen Grund, die Gesellschaft früher zu verlassen. Er ging, von Jacobinens zärtlichsten Blicken begleitet. Kaum sah er sich allein, so machte sich seine Angst in lauten Klagen Luft. „Es ist außer Zweifel — rief er — Jacobine ist des entsetzlichen Hieronymus Tochter! Welche grausame Laune des Schick-

sals!

sals!" Mit einer Hand leite ich die Tochter zum Altare, und die andre soll den Vater aufs Blutgerüst schleppen! Unselige Nacht auf Wüstemark, deine Schrecken heißen alle Rosen meines Jugendlebens erblassen!" Er überließ sich so sehr seinen Gedanken, daß er die einbrechende Dämmerung nicht bemerkte. Schon lag Dunkel auf den Straßen, Dunkel in seinem Zimmer, und Waldow konnte noch immer sich nicht von den trüben Gedanken los machen. Ob es nicht möglich sey, dem lästigen Auftrage zu entgehn, das war jetzt eben so sehr sein Bestreben, als vor einem halben Jahre, denselben auszuführen. Da schallte der wohlbekannte Klaglaut vernehmlich an sein Ohr, und eiskalter Hauch strich über seine Wangen. Entsetzt riß Waldow die Hand von den Augen. Das Kindesgespenst stand vor ihm, aber die sanfte Miene hatte sich in furchtbares Dräuen verwandelt.

„Hüte dich, hüte dich — tönte jetzt die strafende Stimme — daß du nicht an den Todten frevelst! Du hast Rache in meine Hand geschworen, du mußt sie halten. Allnächt-

nächtlich treibt mich dein Zögern aus dem Grabe; je länger du mich täuschest, je brennender wird mein Durst nach Genugthuung. Seit deinem Schwure quäle ich den Brudermörder Albert unablässig mit sinnverwirrenden Gesichten. An Hieronymus hast du mir Rache verheißen. Wehe dir, wenn ich dich wortbrüchig erfände!“

Vergebens hoffte Waldow, die Besinnung solle ihn verlassen. Im völligen Bewußtseyn mußte er die entsetzliche Warnung hören; es sehen, wie die Gestalt immer mehr zusammenschwindend endlich wie ein Funken erlosch.

Er begriff nun wohl, daß er sich nicht länger mit der Ausrede, es sey nur ein Traum gewesen, selbst täuschen könne; eben so wenig durfte er den erzürnten Geist mit Zaudern hinhalten. Dem von dem Magier angedrohten Unglück hoffte er dadurch zu entgehen, daß er Jacobinen so bald als möglich sein eigen machte. Denn nur dem Mädchen hatte die Prophezeihung gegolten. Seine einzige Sorge war, wie er es ihr vorbringen solle, daß er durch Geistes-

ruf bestimmt sey, ihren Vater zur Rechenschaft zu ziehen. Hier hatte er sowohl ihren Unglauben, als ihre kindliche Liebe zu bekämpfen. Sich von ihr unmittelbar nach der Vermählung trennen, um eine Reise von mehrern Wochen zu unternehmen, ohne die Veranlassung ihr zu entdecken, ließ sich nicht thun. Er beschloß endlich, sie mit zu nehmen, ohne ihr die Absicht der Reise zu enthüllen. Vielleicht ließ es sich thun, sie im entscheidenden Momente zu entfernen, und er brauchte dann nicht, sich in ein Gewebe von Unwahrheiten und Vorspiegelungen zu verwickeln, in denen er alle Augenblicke sich selbst zu fangen fürchten mußte.

Um alles versucht zu haben, wandte er sich an einige Personen, die im Rufe geheimen Wissens standen, mit der Frage: ob es nöthig sey, die einem Geiste versprochene Blutrache selbst zu erfüllen, oder ob gestattet werde, sie durch einen andern ausführen zu lassen. Aber es war nur Eine Meinung deßhalb. Habe der Himmel zu Entdeckung irgend einer Gräuelthat ein Mal einem abgeschiedenen Geiste das Umherwandeln auf Erden

den gestattet, und habe sich diesem irgend ein lebendiger Mensch zur Rache durch einen Eid verbunden: so sey derselbe verpflichtet, sie zu vollbringen, und keine Macht auf Erden vermöge den Bund zu lösen.

Er beschleunigte nun seine Vermählung so sehr als möglich. Am Trauungstage fehlte es nicht an Anzeichen, die einen weniger entschlossenen Bräutigam, eine weniger starkgläubige Braut hätten bange machen können. Die vorangetragenen Hochzeitfackeln verloschen, obgleich kein Lüftchen wehte. Als die Ringe gewechselt wurden, und Waldow den von Jacobinen empfangenen anstecken wollte, sprang er in Stücke. Ein Kind — das man, um die in der Kirchenhalle aufgehangene Myrtenkrone zu holen, nach der Kirche geschickt hatte — brachte aus eitlem Wohlgefallen den mit Flittern reich geschmückten Todtenkranz einer kurz vorher beerdigten Braut.

Ein Schauer lief durch die anwesenden Gäste. Frau von Königswald entdeckte dem Bräutigam ihre Besorgnisse. Seyd ruhig, theure Frau — sprach er — alle diese düstern

stern Zeichen drohen nur mir, und mir nur, wenn ich ein gethanes Gelübde nicht löse. Aber ich werde es; darum beruhigt euch, und macht vorzüglich Jacobinen in ihrer Zuversicht nicht irre. Das starke Herz, ihr wißt es, kennt keine Furcht. Gönnt ihr ihre Heiterkeit; sie wird derselben noch in ihrem Leben bedürfen. Noch sagt mir aber aufrichtig, was wißt ihr von der frühern Geschichte eures Schwagers, Jacobinens Vater? „Nichts — antwortete die Witwe — so wahr mir Gott helfe. Erst nach meines Mannes Tode lernte ich ihn, der als Arzt umherreiste, in Schlesien kennen. Damals war er düster und menschenscheu; ja oft schien er mir von Geisteszerrüttung bedroht zu werden.“

Das Fest ward mit Pracht vollzogen. Musik und ein Ueberfluß köstlicher Weine stimmte die Gesellschaft zu lauter Fröhlichkeit, und auch Waldow gab sich gern derselben hin. Wie vielmehr Jacobine, deren kräftiger Geist von jeher Alles, was Ahnungen, Anzeichen und dergleichen ähnlich sah, verlachte. In der That schien ihr heiterer

Sinn

Sinn die bösen Geister gebannt zu haben, denn kein trauriges Ereigniß störte weiter die Freude des Festes.

Drei Tage dauerten die Feierlichkeiten. Am Morgen des vierten, als sich das junge Paar allein sah, eröffnete Waldow seiner reizenden Gemahlin, daß ihn ein unerläßliches Gelübde zu einer Reise zwinge, deren Zweck über die Ruhe seines Lebens entscheide; weßhalb er ihr frei stelle, ob sie zurück bleiben oder ihn begleiten wolle. Um Alles in der Welt möge er keine Schuld daran haben, wenn sie irgend etwas Unangenehmes erfahren solle.

Geliebter Waldow — entgegnete Jacobine ihrem Gatten — du hast mich nur immer heiter gesehen, und magst mich daher für ein gar leichtsinniges Geschöpf halten. Aber du irrest. Seit ich dein bin, hat meine sorglose Fröhlichkeit eine sehr ernste Gegenseite gewonnen. Ich verlasse dich nicht mehr, weder in Freud noch Leid, weder in Scherz noch Ernst. Ja, wärst du ohne mich abgereist, so hättest du mich im ersten Nachtlager dennoch wieder gefunden; denn

ich würde dir nachreisen, und ging es durch die weite Welt. Deine Bestimmung ist jetzt die meinige. Daher laß uns gehn, wohin der Geist dich treibt.

Waldow fühlte sich von dem düstern Doppelsinne dieser Worte tief erschüttert; aber er schwieg, und die Reise ward angetreten. Die schönen Gegenden, die man durchstreifte, erheiterten sein Gemüth, und gaben der Lebendigkeit Jacobinens einen erhöheten Glanz. Der große Anblick der Karpathen, an deren waldbewachsenem Fuße man bereits angelangt war, riß sie zur Bewunderung hin. Nach einigen Tagereisen hatte man das, tief im Gebirge gelegene, Dörflein erreicht, das als der Eingang zu dem Thale, aus dem die Magora hervorströme, angegeben wurde. Waldow's Fragen nach den Gegenden, Himmel und Hölle genannt, erfüllten die Landleute mit Schrecken. Man rieth ihm allgemein von einem Unternehmen ab, das nur einen unglücklichen Ausgang haben könne. Alles Grausende der Körper- und Geisterwelt — so hieß es — vereinigte sich in jener Gegend, die keiner der Dorf-

bewohner aus eigener Ansicht kannte, und aus der ein Tollkühner, der sich einst bis tief hinein gewagt hatte, nie wieder zurück gekehrt war. Schon von weitem hörte man bei Nacht das Tosen der Waldströme, den Klagelaut der Geister jener Verunglückten, die um christliche Beerdigung ihrer Gebeine ruften; das Aneinanderprallen der Felsenstirnen von Wucherern und Geizhälsen, die, im Geleit des Bösen, Schätze suchend und von ihm betrogen, sich herabgestürzt hatten, und in Stein verwandelt sich unter einander um den Besitz des vergrabenen Goldes stritten. Dazu gehe der irre Geist eines vor Jahren wahnwitzig gestorbenen Klausners um, der den verwegenen Wandrer in Abgründe stürze.

So schrecklich diese Beschreibungen klangen, so wenig machten sie Eindruck auf Jacobinens Gemüth. Ueberzeugt, daß nur eine Ursache von hoher Wichtigkeit ihren Gemahl in diese schauervolle Gegend führen könne, hielt sie die Erzählungen der Landleute für Albernheiten, auf die man nicht achten müsse.

Am andern Morgen trat man, von einem alten Hirten geleitet, den Weg nach dem Eingange des tiefen Grundes an. Jacobine — die, was auch kommen könne, ihren Gemahl nicht verlassen wollte — hatte, um ungehinderter vorwärts zu schreiten, männliche Kleider angelegt. Der Hirt verließ sie, und mit ihm ging Wagen und Dienerschaft zurück, die beordert waren, ihre Herrschaft im Dörfchen zu erwarten.

Herzhaft wanderten die Beiden einen Fußpfad hinab, der, trotz des hohen Mittags, von ungeheuern Tannen in grüne Nacht verhüllt ward. Immer düstrer ward das Tannicht, immer schroffer der Weg, immer näher brüllte der jetzt noch nicht sichtbare Strom; da starrte ihnen eine hohe, schwarze Felswand entgegen, die glatt und steil sich in eine gräßliche Tiefe hinab spaltete. Zugleich wurden sie in der Höhe über sich einer zackigen Oeffnung gewahr, durch welche die Sonnenstrahlen schräg hindurch fielen. Wir sind an Ort und Stelle — seufzte Waldow, und bemerkte eine Schlucht neben sich, aus welcher die Wuth der Ströme furcht-

furchtbar herauf dröhnte. Nicht zweifelnd, der kaum sichtbare Fußpfad führe in die Tiefe, in die sie hinab steigen sollen, empfahl er sich und Jacobinen dem Schutz des Himmels, und bat sie, ihm dicht zu folgen. Die Schlucht war dunkel, die Felsstücke schlüpfrig. Bald verschwand der letzte Lichtstrahl, und die Wandrer mußten mit ihren Stäben prüfend voraus fühlen, wohin sie die Füße setzen wollten.

Endlich standen sie auf ebenem feuchten Sande, und eine trübe Helle schimmerte ihnen entgegen. Wild ras'ten neben ihnen die getheilten Ströme hin, mit kaltem Schauer ihre Gesichter besprützend, indeß vom donnerähnlichen Gebrüll die Höhle zitterte.

Jacobine mußte sich erschöpft an einen Felsen lehnen. Jetzt bogen sie um eine Ecke, die ihnen das Getöse nicht mehr so betäubend hören ließ. Aber ein desto entsetzlicherer Laut schlug dagegen an ihr Ohr; der eines Menschen, der von Schmerz gefoltert, sich in herzzerreißende Klagelaute ergießt. Vergebens sahen sie sich nach der

Ur=

Ursache um. Unfern von ihnen lag eine Hütte von Stämmen und Felsstücken roh zusammengefügt und an das Gestein angelegt. Waldow trat zuerst mit gezücktem Schwerte hinein, weil er den Bewohner im Verzweiflungskampfe mit irgend einem reißenden Waldthiere vermuthete.

Seine Voraussetzung war ungegründet, die Hütte leer. Er winkte Jacobinen sich nach, und hieß sie auf einem Felsensitze ausruhn, um sich mit einigen Tropfen edeln Weines aus der mitgenommenen Korbflasche zu stärken. Der Klagelaut war verstummt, und sie gewannen Zeit, sich in der Hütte umzusehen, die — ein Crucifix, ein aufgeschlagenes lateinisches Gebetbuch, und ein Mooslager im Winkel bewiesen es — wahrscheinlich von einem Klausner bewohnt ward. Von den Wänden grinzten Todtenköpfe in Höhlungen aufbewahrt, und unter denen zermalmende Sprüche angeschrieben standen.

„Welch ein unglücklicher Mensch — rief Jacobine — oder welch ein ungeheurer Verbrecher mag hier sein Leben in harter Buße verbringen!“ Ein nah ertönendes Schluch-

zen verhinderte Waldow, zu antworten. In die Höhle trat eine lange, abgezehrte Mannsgestalt. Der Greis, dem sie angehörte, trug eine dunkle Mönchskleidung, das Haupt mit blutigen Tüchern umwunden; ein Knotenstock stützte den schwankenden Gang. Den Blick an den Boden geheftet, schlich er weinend, ohne die Fremden zu bemerken, dem Mooslager zu, und warf sich daselbst nieder, das Haupt immer tiefer verbergend. Jacobine bebte; Waldow's Herz glaubte zu zerspringen. Nach einer Weile, in der Keiner ein Wort gewagt hatte, erhob sich der Greis vom Lager. Sein bleiches Antlitz, von Blut entstellt, bot einen fürchterlichen Anblick, der durch das Gemisch von Wildheit und Jammer in der zerstörten Bildung, noch grauenhafter ward. Er schien die Fremden ohne Schrecken zu gewahren. Auf dem Lager knieend, frug er schwach: „Seyd ihr meine Henker?" „Gott verhüte — entgegnete Jacobine — wir sind christliche Wanderer, die ein Gelübde hierher treibt; aber gern wollen wir euere Schmerzen lindern, ehrwürdiger Vater!

„Fluch=

„Fluchwürdiger, Verruchter, mußt ihr mich nennen!" schrie der Greis mit starker Stimme. Jacobine trat erschrocken zurück. Er stand auf, und näherte sich ihr. „Der Schmerzen spotte ich — sagte er, indem er schonungslos die angetrockneten Binden vom Haupte riß, daß das Blut aus hundert Wunden über sein Angesicht herabrann — aber die Schmerzen, hier, tief, tief in der Brust, die Angst, die Gewissensbisse — ach mein Kind, mein liebes Kind, wenn du die von mir nehmen könntest!" Von Wehmuth und Schmerz überwältigt, hatte er sein Haupt auf Jacobinens Schulter gelehnt, deren Herz diese Stimme, diese Worte zerfleischten. Jetzt, das Greisenhaupt so nahe an ihrer Brust, enträthselten sich ihr auf ein Mal die entstellten Züge. „Allmächtiger Gott — rief sie — es ist mein Vater!" und sank vor den Füßen des Klausners zur Erde.

Hieronymus war es in der That, der hier seit vielen Jahren ein qualvolles Büßerleben führte. Waldow sah mit Schrek-

ken

ken eintreffen, was er vorausgesehen hatte. Mit Leidenschaft hing sich Jacobine an den Wiedergefundenen, der in seiner Leidensgestalt mehr als je ihrer Liebe bedürftig schien; und es war wohl keinem Zweifel unterworfen, daß eine unvorbereitete Hinterbringung des Auftrags, den ihr Gatte übernommen, sie getödtet haben würde. Inzwischen durfte keine Zeit verlohren werden, sie davon in Kenntniß zu setzen. Der Aufenthalt im Walde ließ sich nicht verlängern, da man bald am Nöthigsten würde Mangel gelitten haben. Jacobine selbst mußte endlich auf die Frage kommen: was für ein Gelübde ihren Gemahl hierher geführt, und was zu dessen Lösung geschehen sey? Hauptsächlich war denn auch des erzürnten Geistes Rache zu fürchten. Um den Schritt den Waldow thun sollte, so sehr als möglich vorzubereiten, ihm alles Ueberraschende und scheinbar Willkührliche zu benehmen, suchte er den Alten, dem er nichts von der eingegangenen Verpflichtung entdeckte, zur Mittheilung seiner Geschichte zu bewegen. Gern willfahrte ihm dieser; ja er fand einen Trost darin, mit der strengsten Aufrichtigkeit das

grauen-

grauenvolle Gewebe von Zauber= und Lügenkünsten, von Mord und Vergiftungen darzulegen, woraus seit seiner Jugend sein Leben bestanden hatte. Jacobine schauderte vor Entsetzen, als er jetzt die grausame Opferung Ernsts von Tzschirnstein erzählte, die von ihm unternommen worden, und zu der er Alberten von Tzschirnstein aus Habsucht und Rachgier vermocht hatte. „Ich erhielt nun zwar den bedungenen Blutsold — fuhr Hieronymus in seiner Erzählung fort — aber der Geist des Abgrunds gab mir ein, auch Alberten zu erwürgen, nachdem ich ihn gezwungen haben würde, mir alle seine Schätze zu vererben. Dieser ahnete meinen Mordanschlag, und drohte mit Anzeige aller meiner Gräuelthaten, wenn ich nicht sofort das Schloß verließe.

Ich floh, und schweifte als Arzt in der weiten Welt umher; wo ich nicht selten, indeß ich den Leib rettete, die Seele des Kranken verderbte, der sich mir anvertraute. So gewann ich in Italien Mathildens, deiner Mutter Herz. Fest band ich sie durch magische Künste an mich; sie konnte nicht

mehr

mehr von mir lassen. Nach und nach gewann ich sie für meine verruchten Grundsätze, und wir lebten nun in allen Lüsten ein gottvergessenes Leben hin. Endlich aber erregten wir die Aufmerksamkeit der Richter. Wir flohen aus Italien nach Deutschland. Bald da, bald dorthin ziehend, durch unerlaubte Künste als Arzt große Summen gewinnend, durfte ich mich zuletzt im platten Lande nicht länger sicher glauben. Mit Mathilden, mit dir, und einer treuen Wärterin, bezog ich in einem elenden Walddorfe der Karpathen eine Wohnung. Hier sollte mich die Strafe ereilen. Mathilde erkrankte. Meine Kunst war unvermögend, sie zu retten. Dein Anblick vermehrte ihre Qual. Unter fürchterlichen Schmerzen und gräßlichen Verwünschungen über mich, der ihre Seele vom rechten Pfade verlockt hatte, verschied sie; nachdem sie bald Flüche ausgestoßen, bald in Gebeten zum Himmel aufgejammert hatte. Abwechselnd sah ich Engel und Teufel an ihrem Lager stehen, die um ihre Seele stritten. Wer den Sieg davon trug — ich weiß es nicht, denn ihre letzten Seufzer hörte

ich,

ich, in tiefer Ohnmacht am Boden liegend, nicht mehr. Als ich erwachte, war ihre irdische Hülle verschwunden. — Eine lange Pause voll Ahnungsgrauen unterbrach die Erzählung. —

So tief auch — fuhr Hieronymus fort — die letzten Begebenheiten mich erschüttert hatten, so verlohr sich dennoch nach und nach das allzu Grelle der Erinnerung, und ich lebte ein zwar unthätiges, aber auch unbußfertiges Leben hin. Vergebens ward ich durch allerhand scheinbar zufällige Begebenheiten, z. B. durch Prophezeihungen herumziehender Zigeuner, und ein Mal selbst durch Ernsts von Tzschirnsteins fluchverheißende Worte, „vim patior" — die auf einem Spielwerke eingegraben waren, das dir, Jacobine, ein Unbekannter schenkte — zur Besinnung gebracht; mein Herz blieb verstockt. Ja ich wagte es sogar, einen jungen Wüstling, der sich als Schüler zu mir gesellte, und nun als Magier die Welt durchstreift, in jenen höllischen Verführungskünsten zu unterrichten.

End-

Endlich, am Jahrestag von Mathildens Tode, erschien sie mir des Nachts in einem fürchterlichen Gesichte, verkündend, welche Qual mich erwarte, wenn ich nicht bald Buße wirkte. Die nähere Beschreibung jenes nächtlichen Gesichts, Mathildens Anblick, ihre Stimme — unfähig bin ich, euch dies zu wiederholen. Genug — mein Herz war gebrochen. Um der ewigen Strafe zu entgehen, wollte ich mich der zeitlichen unterwerfen. Mit dir und einem Landmädchen, das ich an die Stelle deiner verstorbenen Pflegerin genommen, zog ich nach dem kleinen schlesischen Städtchen, in welchem meine Schwägerin, eine gottesfürchtige Witwe, lebte. Ihr übergab ich, von dem bedeutenden Schatze, den ich erworben, die Hälfte; die andre verwendete ich zu frommen Zwecken. Sie sollte deine Erziehung in der Entfernung vollenden, dir nie von mir sprechen, noch weniger sich je im Leben nach mir wieder erkundigen, und völlige Elternrechte über dich ausüben.

Das war der Anfang meiner Buße. Seit vielen Jahren lebe ich nun schon als toller

toller Klausner in der Gegend bekannt und verabscheuet. Selten nur verlasse ich, um Brod zu betteln, meine Höhle, und wandere nach den jenseits liegenden Dörfern. Aber weder Hunger noch Durst, weder Hitze noch Kälte, weder die Trennung von dir, geliebtes Kind, noch die tiefen Wunden, die mir alltäglich meine Geißel schlägt, sind eine hinreichende Buße für mein Verbrechen. Seit einem Jahre martern mich fürchterliche Gesichte. Allnächtlich steigt das erwürgte Kind vor meinem Lager auf, mit entsetzlichen Gebährden drohend; hinter ihm Mathilde und die bleichen Gesichter aller der Vergifteten und Verführten, die ihr Leben oder ihre Unschuld von mir fordern. O ich versteh' ihren Wink, und muß ihn erfüllen! Hin will ich, mein schuldiges Haupt dem Schwerte überliefern, und dann, so es Gott gefällt, jenseits Gnade finden. Denn ich seh' wohl, der sichtbare Rächer Ernst's erscheint nicht.

„Er ist da, unglücklicher Alter!" rief Waldow, der die Last nicht länger tragen konnte. „Ich bin es."

Der Greis lag auf den Knien, wie den Todesstreich erwartend; da sprang Jacobine mit dem Blicke des tiefsten Abscheues dazwischen. „Wie? — rief sie — es wäre möglich? Du, Waldow, könntest hier richten wollen, wo Gott so sichtlich waltet? Du, mein Gatte, könntest meinen Vater ermorden?“

Ich fühle — antwortete Waldow — das Centnergewicht deiner Worte; aber höre, und dann sag', was ich thun soll!

In gedrängter Kürze erzählte er nun den Hergang der Sache, vom Abentheuer auf Wüstemark an bis zu der Vorhersagung von Jacobinens unnatürlichem Tode; so wie die Drohungen des Kindes, „an jedem Rache zu nehmen, der dem Vergeltungsgeschäfte sich entgegen stellen wollte.“ Er hob es stark heraus, daß er sich zur Todtenrache verpflichtet, bevor er Jacobinen gekannt, und eine Ahnung davon gehabt, daß sie des Hieronymus Tochter seyn könne. Ihr überließ er es, zu entscheiden: ob er den ihm so nahe verwandten Greis zum Tode führen, oder sie durch Nichterfüllung

des Versprechens der Rache des Kindes aussetzen solle?

Mit verabscheuender Heftigkeit verwarf Jacobine den Gedanken: ihren Vater durch ihren Gatten den weltlichen Peinigern überliefert zu sehen. „Träume sind Schäume — rief sie — alle jene magischen Künste Täuschung; die sie üben, Betrüger oder Betrogene. Mag es seyn, daß dir jenes unglückliche Kind wirklich erschienen: so wird Gott wissen, ob es Rache zu fordern berechtigt sey. Ich halte aber alles für Trugbilder und Verlockungen des Bösen; und beschwöre dich, deine Seele nicht mit unschuldigem Blute zu belasten. Hat mein unglücklicher Vater gesündigt: so sind vieljährige Gewissensbisse, Martern aller Art, und die schmerzlichsten Entbehrungen wohl hinreichende Sühnungen für dieses Leben. Jenseits empfehle ich ihn der ewigen Gnade. Das aber schwöre ich — setzte sie mit höchster Kraft hinzu — nur über meine Leiche kann der hinweg schreiten, der an dies geliebte Haupt die gotteslästerliche Hand legen will. Auf mich, auf mich falle dein Zorn,

du

du trügerisches Satansgebild, das, obschon ein Geist, noch von menschlicher Nachsucht befleckt wird! O Franz, Franz — schluchzte sie — daß es dahin kommen, daß du mir so gegenüber stehen mußtest!“

Vergebens beschwor sie Hieronymus, die feindliche Einwirkung eines erzürnten Geistes, die er sein ganzes Leben durch erfahren, nicht zu bezweifeln, und ihm doch den Trost zu gönnen, seine Schuld durch einen freiwilligen Tod ganz abzubüßen. Sie blieb unerschütterlich. Waldow war dem Wahnsinn nahe; er rief bald den Himmel um einen Ausweg, bald das Kindsgespenst um eine persönliche Erscheinung an. Aber sein Flehen blieb unerhört. Da bemächtigte sich seiner eine dumpfe Gleichgültigkeit. Er glaubte, zu einem Kampfe über menschliche Kräfte könne auch der Mensch nicht verbunden seyn. „Mein Geschäft ist aus — sagte er laut — alle Geister des Himmels und der Hölle könnten mich nicht zwingen, den Vater aus den Armen der Tochter zu reißen, die mein Weib ist, um ihn dem Henkersbeil zu überliefern. Geschehe

was da muß. Ich thue keinen Schritt mehr!“

Nachdem Jacobine ihres Vaters wundes Haupt gepflegt und verbunden, sein verwildertes Haar geordnet hatte, damit er, ohne Aufsehen zu erregen, reisen konnte; verließ man die Wildniß, und trat den Weg nach jener Stadt an, wo Waldow und Jacobine sich kennen gelernt, und Hieronymus ganz fremd war. Einige Tagereisen vor derselben überfiel sie die Nacht im Walde. Um noch wo möglich eine Herberge zu erreichen, trieb man die Pferde rasch vorwärts, und kam zuletzt in so undurchdringliches Dickicht, daß man keinen Schritt weiter konnte. Zum Glück fand einer der ausgesandten Diener eine menschliche Wohnung, zu der er, nach langem Umherirren, seine Herrschaft geleitete. Aber wie erstaunte Waldow, als er das Jagdschloß Wüstermark erkannte.

Sein Erstaunen wuchs, da ihm der alte Castellan berichtete, Albert von Tzschirnstein werde hier auf seinen eignen Befehl gefangen gehalten, und vom Pater

Pater Joseph gepflegt. Er sey nämlich gänzlich wahnsinnig, und habe, wenn ihn seine Wuth überkäme, schon oft sich selbst das Leben nehmen wollen. Waldow und der Geistliche, die sich mit Rührung wieder fanden, wußten nicht, ob sie die beiden Männer zu einander bringen sollten. Aber Hieronymus, der Schloß Wüstermark sogleich erkannt hatte, lößte ihre Zweifel. Mein Anblick — sagte er — würde dem Unglücklichen entsetzlich seyn, da ich der Urheber seines Elends bin. Und Gott sey vor, daß ich noch einen andern, als mich selbst quäle!"

Man verließ am andern Morgen das Schloß, um die Reise fortzusetzen. Die Stadt war bald erreicht, und eine stille Wohnung am entferntesten Ende in einem Garten bald gefunden. Die weitere Reise bis auf Waldow's Güter hatte Hieronymus fest abgelehnt. „Glaubt mir — sprach er — ich weiß, was mir taugt; der Geist sagt mir: hier werde ich mein Ende finden!" Waldow ahnete des Greises Vorhaben — Jacobine vielleicht auch, denn sie hielt den Vater in einer wahrhaften Gefangenschaft,

und ließ sich nicht nehmen, zunächst in seiner Wohnung ihr Lager aufzuschlagen, so daß Hieronymus, um aus seinem Zimmer zu gelangen, durch das ihrige gehn mußte. Er, unaufhörlich mit Gebet, Betrachtung und Vorbereitung beschäfftigt, ließ es mit stillem Lächeln geschehen.

Nach einigen still verbrachten Wochen ereignete sich der Jahrstag von Jacobinens Vermählung, den sie mit einer doppelten Feier begehen wollte. Frau von Königswald war bei der Familie angekommen, auch Pater Joseph, der nach Alberts jähling erfolgtem Tode in sein Kloster zurück reiste, um daselbst auf des Erblichenen Befehl die Gebeine der beiden Brüder aufs feierlichste in der Tzschirnsteinischen Familiengruft beisetzen zu lassen.

Der kleine Kreis saß beim Mahle. Jacobinens starker Geist, durch die Freude, den so lang entbehrten Vater wieder zu besitzen, und verhindert zu haben, daß er einer abergläubischen Grille geopfert wurde, beseelt, ergieng sich schuldloser Fröhlichkeit. Waldow, von seiner liebenswürdigen Gat-

ten Heiterkeit bezaubert, suchte den finstern Geist der Ahnung in sich nieder zu kämpfen. Auch Pater Joseph ermunterte ihn, sich einer gottgefälligen Heiterkeit bei so edler Veranlassung nicht zu entziehen, und selbst der sonst unverbrüchlich schweigsame Hieronymus schien heute einer mildern Regung sich überlassen zu wollen. „Du schlägst es mir doch nicht ab, mein Waldow — frug Jacobine mit rührender Herzlichkeit, indem sie ihren Gemahl das Glas entgegen hielt — den heutigen Tag und meinen unschuldigen Sieg über deine Befürchtungen zu feiern?“ Einen Seufzer unterdrückend, ergriff Waldaw seinen Becher mit den Worten: „noch lange Jahre an deiner Seite, meine Geliebte!“ und stieß mit ihr an. Kaum aber hatte sie das Glas an die Lippen gebracht, als es mit lautem Klingen zersprang; zugleich schritt eine Kindsgestalt mit bleichem Angesichte und blutigem Streif um den Hals, aus der Tiefe des Saales ernst und feierlich heran. „Das Gespenst! das Gespenst!“ riefen die fliehenden Diener — die Gäste sprangen auf — wo? schrie Jacobine, sich an ihres Vaters Brust stürzend.

Aber

Aber in dem Augenblick stand der Geist neben ihr, drückte einen Kranz von weißen Rosen, den er in der Hand hielt, auf ihr blondes Haar, und lautlos glitt sie entseelt an Hieronymus zu Boden.

Alle Mühe, die schöne Leiche wieder ins Leben zu rufen, war vergebens. Die nächste Sorge wandte sich auf Hieronymus, der weder in seinem Zimmer noch im Hause zu finden war. Allein nach ein paar Stunden kam ein Gerichtsdiener mit einer Ladung an Waldow, vor der Obrigkeit zu erscheinen. Hieronymus hatte sich so besonnen als den Mörder Ernsts von Tzschirnstein angegeben, daß an gar keine Sinneszerrüttung zu denken war. Dennoch ließ man dem reichen und angesehenen Waldow merken, daß der Greis auf eine solche Weise zu retten sey. Aber Waldow verschmähete das Mittel. „Gott verhüte — rief er aus — daß ich den unglücklichen Vater zu leben zwingen, nachdem die Tochter in seinen Armen das Opfer seiner Schuld geworden ist."

Er ließ der Gerechtigkeit ihren Gang, und Hieronymus bat nur um die eine Gnade: daß man seine Strafe auf den Tag von Jacobinens Begängniß festsetzen möge. Leicht konnten die Richter ihm diese Huld erzeigen, da sein umständliches Bekenntniß weder Confrontationen, noch weitläufige Zeugenverhöre nöthig machte. — Die kräftige Gesundheit Jacobinens während ihres Lebens erhielt auch ihrem todten Leibe seine irdische Blüthe. Sie blieb schön und unverstellt bis zum fünften Tag nach ihrem Hintritt.

Waldow beschloß, alles genau zu vollbringen. Er und Pater Joseph begleiteten den bußfertigen Sünder, der durch seine fromme edle Haltung Jedermann erbaute, auf seinem letzten Gange; und der ängstliche Laut des so genannten Armensünderglöckchens verschwamm in den tiefen melancholischen Tönen des feierlichen Geläutes, das Jacobinens Beerdigung verkündigte. Waldow stand neben Hieronymus, als des Nachrichters Schwerdt sein Haupt vom Körper trennte; und kurz darauf be-

tete

tete er an dem Sarge seiner Gattin, den er nur verließ, um mit Pater Joseph sich in die Einsamkeit zu begeben, wo auch er, nachdem ihm Tags darauf das Kind im Traume erschienen, und die Lösung des Gelübdes verkündigt hatte, bald ein sanftes Ende fand.

Burg Belmonte.

Von

L. M. Fouqué.

I.

(Ein Thal in den rhätischen Alpen. Zur Seite ein Wirthshaus. Paolo, Raul und Astolf (drei junge Bauern) sitzen zechend vor der Thür. Ein Mann im grauen Mantel, eine Zither im Arm, geht, einzelne Akkorde angebend, einen nahgelegenen Hügel auf und ab).

Raul.

Ja, siehst Du, Paolo, wenn's um ein paar hundert Ellen niedriger läge, daß die Nachtvögel nicht so wild und dreist drum herum schießen dürften, — da macht' ich Dir allenfalls die Reise noch mit; aber ein für allemal; so ist es für mich kein Ding!

Astolf.

Ich meiner Seits habe nur das dawider, daß man bisweilen so ein gar gräuliches Singen aus den weltalten Steinblöcken her-

herauf hört; — ja, als Nachbar Thoms letzthin so dreist gewesen ist, einen Fichtenbaum droben abhauen zu wollen, hat beim ersten Beilhieb auch der Fichtenbaum angefangen mit zu singen, und zwar eine höchst klägliche, furchtbarliche Weise, und zugleich hub das Tönen aus dem Gesteine mit an, und wollte ordentlich zu Worten werden; — der Thoms ist beinahe den Felshang hinunter gestürzt.

R a u l.

Nun, nun! — Wer weiß auch, was grade dem Thoms durch den Kopf geschwirrt haben mag. Der ist ohnehin so ein wundersamer, traumbehafteter Mensch.

P a o l o.

Nachbarn, — das will ich nun grade dem Thoms nicht abgestritten haben, liebe Nachbarn, — die Geschichte mit dem singenden Baume mein' ich. O Gott, die Welt singt ja in so erstaunlich vielen Tönen hin und wieder, — man hat nur keine Zeit, es gehörig zu beobachten. Und eben deßhalben sprecht Ihr ganz wahr. Was soll man sich viel mit dem Schatzgraben bemühen? Hätte man nur den Schatz, — das

Lebensräthsel wär' um kein Haar breit wei- ter und klüger gelößt.

Astolf.

Ja, hätte man ihn, den Schatz —!

Raul.

Ja, den Schatz, wenn man ihn hätte —!

Beide.

Ja, Nachbar Paolo, da glaub' ich den- noch, um ein gut Theil klüger käm' es mit uns heraus.

Paolo.

Glaubt's nicht, gute Nachbarn, und überhaupt vergeßt hübsch alle das tolle Zeug, das ich zu Euch gesprochen haben mag.

(geht davon)

Raul.

Vergessen! Vergessen! — Ja, wozu redet er's Einem erst in den Kopf! — Erst Hören, und dann gleich wieder Vergessen! — Das ist ja doppelte Arbeit, und am Ende zu gar nichts gut. — Hör' 'mal, Astolf, weil er doch weg gegangen ist, und von nichts mehr wissen will, — wie wär's, wir machten uns selbander in der künftigen Nacht zu den Trümmerhallen vom Schloß Belmonte hinauf? — Was besinnst Du

Dich

Dich lange? Die feurigen Hunde, von denen gefabelt wird, können uns ja doch nicht eben gleich auffessen.

Astolf.

Hm, die Hunde, — wie feurig sie auch aussehn mögen, das sind am Ende denn doch nur Bestien! — Aber wenn nun die schlanke Engelsgestalt der Burgfrau Verena empor steigt aus den Rosengebüschen, die über ihres Gemaches Trümmern blühen. —

(der graue Mann auf dem Hügel greift lauter in die Saiten)

Astolf.

Was? — Sagtest Du was? —

Raul.

Ich? — Ei, behüte! Kein Wort. — Ich dachte nur, Du wolltest zu singen anfangen. Nur freilich, Du pflegst sonst etwas vernehmlicher zu singen, aber nicht ganz so hübsch.

Astolf.

Und ich Narr, der ich denken konnte, Du sprächest auf solche Manier! — Was ich denn sagen wollte: Verena. —

(der graue Mann rührt die Zither noch gewaltiger)

Astolf.

Nun was ist, — was soll denn das?

Raul.

Raul.

Es hat schon lange so seltsam in der Luft geschwirrt. —

(umherblickend)

Sieh, ich glaube, der wunderliche fremde Mensch dort ist es. Ja, ja, grau sieht er aus, wie eine Nachtigall, und hat vielleicht auch ähnliche Einfälle mit Musiciren. Aber so neugierig scheint er nicht zu seyn, denn wie mir's vorkommt, giebt er keinesweges auf uns Acht.

Astolf.

Ich wollte also nur sagen, wenn Burgfrau Verena —

Der graue Mann.

(zwischen sie tretend)

Ihr sollt den holden Namen nicht mehr nennen,
Ihr sollt nicht mehr von ihren Schätzen raunen!
Behagt's Euch, gleich den Hunden dort zu brennen?
Den Uhu's gleich, durch Nächte zu posaunen?
Hinweg, und schweigt! Die wilden Stunden rennen,
Und lassen Euch zurück im blöden Staunen.
Wohl eomals war das Leben nicht so dunkel!
Schweigt! Längst verschwunden ist sein klar Gefunkel.

(geht über den Hügel davon. Raul und Astolf winken einander mit ängstlich lächerlichen Zeichen, und laufen dann nach entgegengesetzten Seiten stille fort).

II.

(Eine kleine Hütte)

Blonde

(sitzt spinnend am Rädchen, und singt)

Süßminne kam gezogen,
Wohl hübsch und fein,
Auf blauer Lüfte Wogen
Durch's Fensterlein,
Und sang zur Maid so süß herein:
„Du bist nun mein,
Lieb Jungfräulein,
Du sollst nun mein auf ewig seyn!“

Die Maid hat aufgenommen
Für Ernst den Sang;
Der Maid ward so beklommen,
So herzensbang.
Da zog davon Süßminne's Klang,
Und thalentlang,
Recht bleich und lang,
Schritt an der Tod im Klappergang.

Der Tod sah durch das Fenster
Grimmlachend ein:
„Du glaubst wohl an Gespenster,
Mein Jungfräulein?
Denkst wohl, ich möcht' ein Spuk nur seyn?
Ach nein, ach nein!
Du bist ja —

(es klopft an's Fenster)

Blon-

Blonde.

(aufschreiend, die Hände vor's Gesicht)

Ach Himmel, ach Himmel, erbarm' dich mein!

Paolo.

(hereinsehend)

Blonde, liebe, süße Blonde! was schreist Du denn nur in so entsetzlichen Aengsten auf?

Blonde.

Ach Paolo, — mein holder Paolo, bist Du's? — O du mußt mich nie wieder so gar abscheulich erschrecken!

Paolo.

That ich's denn mit Willen?

Blonde.

Tritt nur herein, ich bitte dich sehr. Die abenddämmernde Stube kommt mir auf ein Mal recht entsetzlich vor, und Dein sonst so liebes Angesicht von draußen her wunderlich und fremd. O tritt herein, mein holder Bräutigam!

(Licht anzündend)

Und ich muß ihm auch recht hell und deutlich in die sanften Züge schauen können, sonst weiß ich ja kaum, ob ich ihn nun

auch ganz gewißlich selbsten vor mir habe, oder ein fremdes, schauerliches, neckend verstelltes Wesen — hu! —

P a o l o.

(hereintretend)

Da bin ich, Blonde. Leuchte mich doch nur an. — O Du mußt ja vor Deinem Bräutigam nicht so scheu im Winkel lauern.

B l o n d e.

Ja, Du bist es. — Ach Gottlob, lieber Poalo, Du bist es selbst, und mein Herz schlägt mir wieder ganz hell und frei.

P a o l o.

Nun soll's auch immer recht hell und froh zwischen uns bleiben; vertrau' mir, süße Blonde! Nun ganz gewiß.

B l o n d e.

Und willst nicht mehr, wenn wir durch's Thal mitsammen lustwandeln gehn, so scheu und doch so scharf hinanblicken zu den verwitterten Schlosses-Trümmern? Und nicht mehr von singenden Bäumen sprechen, und von, was weiß ich für wunderlichen Dingen noch sonst?

P a o l o.

Von singenden Bäumen, — ja sieh ein

Mal,

Mal, gute Blonde, das bin ja ich nicht, der davon erzählt, — das ist vielmehr der ernste, greise, wundersame Nachbar Thoms; — und — am Ende, — wenn nun doch wirklich die Bäume zuweilen singen, und Thoms und ich haben öfter als andre Leute das Ohr dafür, — wer hat uns arme Begabte darüber zu schelten?

Blonde.

Ach, Paolo, nun siehst Du schon wieder ganz wunderlich aus, und ganz aschgrau obenein. O fang doch nicht solche häßliche Neckereien an!

(Es klopft an die Thür. Blonde schreit laut, und will entlaufen)

Paolo.

(ihre Hand fassend)

Blonde, Du meine holde Braut, besinne Dich doch nur! Fühlst Du nicht Deines Bräutigams Hand? Und mit dieser tapfern, ehrlichen Hand — was irgend auch draußen lauern mag — will ich Dich beschützen, mein liebes, zartes, furchtsames Kind. Nicht wahr, dabei doch wirst Du erkennen, ich sey der Paolo selbst?

Blonde.

Ei das versteht sich. Mein holder, muthiger Freund, wie fühl' ich mich nun so wohl und sicher in Deinem Schutz! Wie behaglich still! — Es läßt sich gar nicht aussprechen, wie dumm ich vorher mit meinem Zittern gewesen bin, da ja Du als mein Vertheidiger neben mir stehst.

(es klopft lauter)

Blonde.

Ja klopfe Du nur und poche Du nur!
Ich fürcht' mich nun gar nicht mehr.

(sich an das Mädchen setzend)

Herein! — Siehst Du? Nun spinn' ich ganz ruhig und still und behaglich, und vor mir hält die Wache mein tapfrer Freund. Herein nun, wenn Du Herz hast, herein! —

Paolo.

Er hört wohl Deine zarte Stimme noch nicht.

(laut und gewaltig rufend)

Herein!

(die Thüre geht langsam auf)

Der graue Mann.

(hereintretend)

Schön guter Abend sey Euch allen Zweien!
Es war nun just nicht Noth, so sehr zu schreien.
Ich wär' wohl doch gekommen. Junger Mann,

Glaubst,

Glaubst, daß Geschrey Mein'sgleichen schrek-
ken kann?
Und, zartes Mägdlein, was soll Dein Gezitter?
Hast ja zur Wache bei Dir Deinen Ritter!

Paolo.

Hinaus mit Dir!

Der graue Mann.

Ja, Freund, man spricht so leichtlich wohl
„hinaus!"
Als wie „herein!" doch führt's so leicht nicht
aus.
Ihr habt einmal „herein!" zu mir gesprochen,
Und ließt vorher mich überlange pochen,
Da nehm' ich denn am Heerde meinen Platz,
Und sprech' zu Jedem: guten Abend, Schatz!
(indem er sich niedersetzt, und die Hände ge-
gen das Feuer hält)
Hu, 's ist sehr kalt! Zumal in meiner Klause,
Dieweil ich etwas tief im Boden hause. —
Nun, Held, was schwingst Du nicht 'nen
Lanzenstab?
Nun, Maid, was spinnst Du nur dein' Flachs
nicht ab?
Ihr wollt mich los seyn, und ich bleib' hier
sitzen.
Ja, ja, dreist Wort kann nicht für Alles nützen.

Paolo.

Hinaus, sag' ich Dir, denn dieses holde Mägdlein bebt und weint. Hinaus! Und hätt' ich tausend Leben zu verlieren!

Der

Der graue Mann.

O wie nun ganz bist Du gleich mir gesinnt!
Still, junger Mann! Getrost, Du zitternd Kind!
Ich kam ja nur, Euch etwas vorzusingen.
St! St! Gebt Acht, denn meine Saiten klingen.

(zieht eine Laute unter dem Mantel hervor, und spielt und singt)

In der Saiten gold'nes Leben
Wob ein Sänger seine Qual,
Seine Sehnsucht, hinzugeben
Glück und Gut, und Leib und Leben,
Träf' ihn holder Minne Wahl.
Und ihn hat die Minn' erkoren;
Mehr, als er gehofft, ward sein.
Doch zuletzt an Todesthoren
Hat er doch das Spiel verloren,
Ward sein Jubeln ihm zur Pein.
Jetzt durchirrt in alter Veste,
Voll von ungelöschter Gluth,
Er die Hallen sonst'ger Feste,
Sucht die Lieblichste, die Beste, —
Findet Gold nur, Asch' und Blut.
Ihr, die lebt und liebt auf Erden,
Lebt und liebt, — ich warn' Euch treu, —
So, daß Ihr gezählt könnt werden
Zu erkornen, sel'gen Heerden,
Ewig froh in frommer Scheu;
Ewig froh in reinen Lichtern,
Ewig froh in zarter Huld! —
Glaubt schuldlosen Angesichtern,

Glaubt

Glaubt auch gottbegabten Dichtern, —
Weh! — Und flucht nicht meiner Schuld!
(er eilt hinaus)

Paolo.

Blonde, ich muß ihm nach, und sehn, ob ich ihm helfen kann. Sein warnendes Klagen hat mir beinahe das Herz entzwei gerissen.

Blonde.

Gehe mit Gott, mein holder Paolo. Mir hat sein Singen recht freudigen Muth in die Seele gegossen, und ich denke, Alles soll ausnehmend gut werden.

(Paolo eilt dem grauen Manne nach)

Blonde.

(spinnt und singt)

Der Tod sah durch das Fenster
Grimmlachend ein:
„Du glaubst wohl an Gespenster,
Mein Jungfräulein?
Denkst wohl, ich möcht' ein Spuk nur seyn?
— Ach nein, ach nein!
Du bist ja mein!" —
Sie betete, blieb frei und rein.

III.

(Thal am Fuße des Trümmerschlosses Belmonte)

(Raul und Astolf begegnen einander)

Raul.

Ei, — sieh da, Nachbar! — Und woher?

Astolf.

Ja, ja, — sieh da! — Und woher denn Ihr, lieber Nachbar? — Bitt' Euch vielmehr, — wo geht's denn hin?

Raul.

Habt Ihr, — bitt' Euch, — habt Ihr nichts von dem Graurock vernommen, der uns vorhin erschien?

Astolf.

Er that wohl — sollt' ich denken — nur zum Spaße so, als ob er erscheine, und war eigentlich gar nicht da.

Raul.

Just so auch kommt es mir in meinem Geiste vor. Und, nicht wahr, Nachbar, — obgleich der Mond so grell und wunderlich am Himmel steht, — nicht wahr, wir machen uns auf eine Schatzgräberfahrt in die Trümmer hinein?

Astolf.

Astolf.

Hm, — ja — meinetwegen! — Es will aber doch immer vorerst gehörig erwogen werden.

Raul.

Das will es, das will es, das muß es! Da — siehst Du — haben Du und ich Beide auf ein Mal Recht. Und weißt Du, wie wir's am besten anfangen?

Astolf.

Ich denke, wir schleichen um's Gemäuer herum. Rührt sich der Graukittel oder sonst was Unheimliches drinnen, — frisch ausgerissen! — Rührt sich aber dergleichen nicht, — ei nun, berghinan, und frisch eingegriffen!

Raul.

Recht so! — Wir führen ja ohnehin alle Zweie Namen aus alter Heldenzeit: Astolf und Raul!

Astolf.

O bitt' ergebenst: Raul und Astolf!

Raul.

Du bist allzuhöflich. Dabei aber bleibt es; wir versuchen das Abentheuer, und Astolf geht voran.

Astolf.

Nein, Raul geht voran!

Raul.

Ist nicht einmal Jemand, der Astolf geheißen war, bis in den Mond hineingeritten? Die alten Sagen sprechen davon.

Astolf.

Eben drum! Der hat es für uns übrige Astolfe gleich in Pausch und Bogen mit abgemacht. — Ein Raul aber, — das war ein Ritter, der seiner Dame sein eignes tapferes Herz hat zugesendet —

Raul.

Eben deßhalben hat er eine Verschwendung mit Raulsherzen angefangen, und wir andern Rauls müssen etwas sparsam damit umgehn. —

Astolf.

Du! Der Burgherr jenseit des Baches heißt ebenfalls Raul, und spart sich nicht in der Gefahr.

Raul.

Um so mehr Ursache für mich zur Sparsamkeit. — Aber im Ernst: wollen wir beisammen bleiben, Keiner vor und Keiner

zu=

zurück, und Halbpart machen bei Leid und Lust, bei Graus und Gewinn?

Astolf.

Ich bin dabei. Aber nur vorsichtig! vorsichtig!

(sie schleichen davon)

Der alte Thoms.

(kommt geschlichen, eine Flöte in der Hand)

Ich will noch Ein Mal blasen!

(er giebt einige Töne an)

War's nicht, als ob herab vom Wallesrasen
Die Bäume Antwort sängen
Mit ihren klagend seltsamlichen Klängen? —
Horch! — Nein, sie schweigen, — schweigen. —
Du greiser Thor, nie mehr wird sich Dir neigen
Der Klang der Geisterzungen,
Seit frevelnd Du die Mordaxt hast geschwungen,
Um einen Baum zu fällen
An jenen wunderbar gefreiten Stellen. —
Ich dachte: von dem alten
Sangreichen Stamm willst Flöten Du gestalten
Für Deiner Enkel Lippen,
Daß sie viel süßer Töne daraus nippen, —
O weh, im wüsten Jammer
Schrie auf die Fichte, wie mein dreister Hammer
Den ersten Hieb versuchte,
Als ob sie mir in meinem Alter fluchte,
Daß ich kam, sie zu morden! —
Die Menschen denken, ich sei toll geworden.

Selbst

Selbst meine Enkel flüstern —
Wohl merk' ich's — spottend, wenn ich so im Düstern
Geh' suchen nach den Reigen,
Die sonst hier tönten; — ich will schweigen, schweigen. —
(giebt wieder einige Töne auf der Flöte an, und geht langsam vorüber)

(Astolf und Raul treten auf)

A s t o l f.

Wenn nur das verwünschte Gesinge nicht wieder aus den Trümmern hernieder tönte! Der Kopf schwindelt Einem vor dem fatalen Musiziren. Ob es wohl wirklich die Bäume anstimmen?

R a u l.

Ich weiß nicht; aber so lange das Getöne dauert, mach' ich mich nicht hinauf. Das stört mich bisweilen schon genugsam, wenn ich dort unten an der Burgeshalde spät Abends noch meinen Acker bestelle. Lieblich, sagt der alte Thoms, soll es klingen, und geht ordentlich darnach aus! Ich kann nichts Sonderliches dabei finden, als daß es mich in allen vernünftigen Gedanken turbirt. — Nun, der Thoms ist nicht recht klug

klug mit seinem Geschmack, oder denkt am Ende auch auf's Schatzgraben.

Aistolf.

Kann seyn, kann seyn, kann beides sehr wohl seyn!

Kraull.

Weißt Du was? Wenn die Fledermäuse recht lustig zu pfeifen anfangen, pflegt's oben mit dem Spukgedudel still zu werden. Wir wollen uns derweil in der alten Rindenhöhle dort ein bischen zur Ruhe setzen.

(gehn davon)

Thoms.

(heran schleichend)

Klingt, klingt, ihr lieben Töne! —
Umsonst, umsonst! Sie schweigen, und ich stöhne! —

(sinkt schlummernd in's Gras)

(Weiße Frauengestalten schweben aus den Trümmern herab, und tanzen einen Reigen um Thoms)

Gesang.

Schlaf' nur, altes, müdes Haupt,
Nie von einem Kranz umlaubt,
Schlaf' und träume!
Denke nach verschlaf'ner Nacht,
Daß wenn Menschenkind erwacht

Aus dem tiefen Grabesschacht,
Alle Kränze werden Träume,
Träume nur und lose Schäume;
Müssen allzumal vergehn,
So wie wir,
Wir Geister hier,
Bald im Morgenhauch verweh'n. —
Husch! — Ich höre Menschen gehn,
Wache Menschen. — Sacht' von hinnen!
Laßt in Nebels weißen Duft,
Luft in Luft,
Uns verrinnen!

(sie entschwinden)

Blonde.

(auf...end)

Nein, so ganz und gar einsam in dieser wunderlichen Trümmergegend kann ich meinen holden Liebling Paolo dennoch nicht lassen. — Aber wer sind denn die andern Mägdlein, die dorten so hell und blank und schnell und schlank — fast wie ein geistig Leben — hinan den Bergwald schweben? — Mögen sie seyn, wer sie wollen. Ich suche mir meinen Paolo auf, um mit ihm die Gefahr — möge es auch auf aller Welt die furchtbarste und entsetzensvollste seyn! — freudiglich zu bestehn.

Eine

Eine weiße Frauengestalt.
(aus dem Gebüsch dicht vor sie hintretend)
Wohin, Du sanftes Mädchen,
So fern von Deinem Kämmerlein und Rädchen?
Ei, wer wird so spatzieren
Bei Nachtzeit um, und Kopf und Herz verlieren?

Blonde.

Schön, gnäd'ge Frau, — Dieselbe —
Verzeiht mir's —

Die Gestalt.

Sprich!

Blonde.

Thut Ihr, wie ich, dasselbe,
Durch stillen Nachthauch schweifend,
Mit nächt'gem Thau die Locken Euch bereifend.

Die Gestalt.

O Du gar niedlich Kindchen,
Regst doch fast gar zu schnell Dein holdes Mündchen.
Weißt Du denn so entschlossen,
Ob nicht nahbei mich Pflanzung, Burg, Genossen
Zu Pracht und Schutz erwarten?
Komm, liebes Kind, komm mit in meinen Garten!

Blonde.

Ich weiß nicht, — Jemand finden,
Beschützen hier in diesen Felsgewinden
Möcht' ich —

Die Gestalt.

Das wird sich machen,
Ob aller Angst Dein Mündchen morgen lachen.
(zieht sie sich nach in ein dunkles Gebüsch)

Ein Mann im rothen Mantel.

(zu dem schlafenden Thoms tretend)

Dieses hier ist meine Stunde!
Jetzo räch' ich
Meinen Schmerz,
Jetzo stech' ich
In manch Herz
Mit unsichtbar schlimmer Wunde. —
He, was will die Flöt' am Munde
Hier dem alten,
Schlummerskalten,
Trüben Greis?
Wenn er sie zu blasen weiß,
Tanzen wieder die Gestalten,
Die vordem hier Fest gehalten,
Tönen wieder
Baumeslieder, —
Ha, mich packt des Schreckens Eis!
Werde vollends toll, mein Greis! —
(spricht ihm in's Ohr)

Der

Der graue Mann.

(auf den Schloßestrümmern erscheinend.)

Erbarm Dich! — Laß! — Vergebens! —
O wer erbarmt sich des bedräuten Lebens?
Des halbverwirrten Geistes? —
Hilf, nahes Menschenkind! Du kannst, Du weißt es! —

Paolo.

(auftretend)

Wer jammert hier um Hülfe? — Bist Du es, wunderlicher, grauer Mann? — Was kann ich? Was weiß ich? — Was ich irgend weiß und kann, ist ja im innigsten Erbarmen Dein! — Hussah, Du gräßlicher Rothmantel, der Du mir so bedräuend entgegen trittst, laß ab von mir! Dich sucht' ich nicht.

Rothmantel.

Zeuch von hinnen, zeuch von hinnen!
Bist noch nicht am letzten Ziel. —
Hier wird grauses Todesspiel
Gleich beginnen!

Paolo.

Wehe nur nicht so häßlich mit Deinen blutfarbnen Gewanden auf mich herein — laß doch, laß doch, — ich gehe ja schon —

Der graue Mann.

Halt fest! Steh fest, Du Schäfer!
Errett' mir hier den armen, lieben Schläfer!

Was Schläfer! — Was erretten, wenn mir es selbst an Leib und Seele schwindelt! — Ach, Rothmantel, gieb Dich doch nur zur Ruhe. Du siehst, ich gehe ja, ich will ja laufen, Du Gräßlicher, wenn es nicht anders seyn kann.

Blonde.

(aus dem Gebüsch singend)

Und es klang der Liebsten Zither,
Und es fiel des Schreckens Bann,
Und der vielgeliebte Ritter
Flog in Siegesglut feindan.

Paolo.

Feindan! Nieder mit Dir, Du gewaltigthüender Rothmantel! Meine Liebste hat gesungen, und für mich giebt es nun fürder keine Gefahr. Von hinnen Du! — Ach, schaue nur immerhin noch größer und gräulicher drein. Ich kenne den Namen der Furcht nicht mehr.

(Rothmantel verschwindet.)

Der graue Mann.

(von den Trümmern herabkommend)

So recht! — Ich hieß vor dem der Engelschall,
Und prangte hoch auf dieses Hügels Wall,
Und hab' es, just wie Du heut', angefangen
In manchem Streit. Zuletzt doch ist's ergangen,

Daß,

Daß, — o Du lächelst wohl? Höhnst wohl mich aus,
Hier, recht in meinem eig'nen Heldenhaus,
Mit meinen längstverscholl'nen Kriegsgeschichten?
So geht's uns Alten, wenn wir was berichten.
Und hieben wir doch auch gar tücht'gen Schwung!
Und waren wir doch auch gut lieblich jung! —
Die eitle Welt mag hören nichts, noch lesen;
Die trübste, trübste Losung heißt „Gewesen!"
(setzt sich auf einen Stein, und verhüllt sein Haupt)

Paolo.

Ach lieber Herr, Ihr schmelzt mir fast mein Herz!
Glaubt mir doch, glaubt, ich kam ja nicht zum Scherz!
Ich kam, um — trotzgeboten Spuk und Elfen! —
Aus jedem Leid, vermöcht' ich's, Euch zu helfen.

Der graue Mann.

(sich entschleiernd)

Das könnte — ja, das könnt' ein Menschenkind,
Wär's nur so recht von Herzen treu gesinnt,
Und wagt' es auch, so manches anzuschauen,
Was sonst die Seelen stört mit wildem Grauen.
Von Manchem hofft' ich das vergeblich schon —

Paolo.

Erprobt's einmal mit mir.

Der graue Mann.

So komm denn, Sohn.
(geht winkend voran, Paolo ihm nach)

IV.

(Ein halbverfallner Saal im Innern der Trümmerburg Belmonte. In einer Ecke sitzen Blonde und die weiße Frauengestalt, singend und an silbernen Rocken goldne Fäden spinnend. Ihnen gegenüber lauert der Rothmantel, verdrießlich in eine Ecke gelehnt.)

Der beiden Frauen Lied.

Wenn die Nacht am Himmel dunkelt,
Wird der Ahnung Morgen wach;
Wenn die Sonne wieder funkelt,
Schmilzt die Ahnung ein zum „Ach!"

Der Rothmantel.

(leise nachbrummend.)

Wie das singt, und schwatzt, und funkelt!
Hier das! Unter meinem Dach!

Blonde.

Ihr habt hier so unschönen Wiederhall.
Wie kommt nur das? Dieweil ja holde Sterne
So lieb herein sehn durch gebrochnes Dach,
Und lieblich rauschet durch die Mauerspalten
Viel anmuthsvoller Zweige duftig Grün!

Die Fauengestalt.

Wie ein unselig Wesen Macht gewinnt
Ob holdem Leben. — Kind laß Dir's erzählen. —
Der Freiherr von Belmonte hatt' ein Weib,
Ein Weib, wie eine Lilje zart und schlank;
Und wie die Lilie lebt in süßen Düften,
So lebte die in süßer Denkens Fülle;
Und ach, ihr Denken quoll in süßen Worten

Zu

Zu edler Menschenseelen Labung aus. —
Und Frau Verena hieß man dieses Weib.

B l o n d e.

Und Ihr — nicht wahr? — Ihr seyd
die Frau Verena!

Die Frauengestalt.

Wenn ich es wäre, würdest Du vertraut,
Wie jetzo, mit mir spinnen, singen, plaudern?

B l o n d e.

Warum denn nicht? Ihr seyd mir ja nun lieb.
Wie sehr ich auch wohl sonst die weiße Frau
Gefürchtet hab' aus Schloß Belmonte's Trümmern. —
Seyd Ihr's? — O nun, Euch hab' ich dennoch lieb.
Erzählt! Ich hör' Euch zu, des Grausens frei.

V e r e n a.

So nenn' ich denn mich als Verena Dir,
Verena, die zum süßen Liebesbunde
An einen holden Sänger sich ergab,
Seit mir der erste Ehgemahl erstarb
Vor eines wilden Freiherr'n Ueberfall. —
Ha, sieh nur, wie Rothmantel dort sich regt
Im trotz'gen Grimm! —
Rothmantel, wiß', war jener fremde Freiherr,
Und trug entführend mich aus stamm'ger Burg —
Freiherr von Laar war er geheißen.

(nach Rothmantel hinüberblickend)

Dräu' nur,
O dräu' nur, wild Gespenst!

Du

Du heißst mir dennoch nicht wahrhaften
Spruch. —
Hör', Blondchen! Jener süße, süße Sänger
Entriß mich aus der wilden Räuberhand
Und warf den Räuber selbsten in sein Blut. —
Nun ward ich angetraut dem Engelschall,
Dem holden, tapfern, sangeskräft'gen Freund,
Und dieses halbverbrannte Burgrevier,
Bald so recht zierlich bauten wir es aus!
Jedoch Rothmantel spukte
Durch unsre heitern Hallen für und für —

Blonde.

Wie konnt' er das? War't Ihr ja eingesegnet,
Und ein liebfreundlich, christlich Ehepaar!

Verena.

(seufzend)

Ja, wär' es so gewesen! —
Siehst Du? Rothmantel grinst, und höhnt
mich aus. —

Blonde.

(hinüberdrehend)

Rothmantel, Du sollst still seyn!
Das sagt ein ehrbar frommes Mädchen Dir! —
Seht, Frau Verena, wie er schweigt und starrt;
Erzählt getrost. — Doch etwas schauert's mir —
Was gab denn ihm Gewalt? — War't Ihr
denn nicht — ?

Verena.

Wir waren eingesegnet, liebes Kind.
Doch Engelschall, im überkühnen Schwung

Des

Des Sanges und der Jugend,
Hatt' einen wundersamen Meister
Erkoren sich für seine Dichterbahn,
Deß Name noch durch viele Lande kreist.
Man hieß ihn: Meister Klingsohr.

B l o n d e.

Meister Klingsohr —
Von Ungerland — nicht wahr? — Der auf der Wartburg
Mit edlen Meistern Sangesstreit bestand,
Und siegte; Niemand weiß so recht, wodurch?

V e r e n a.

Derselbe, Kind.

B l o n d e.

Ach aber, edle Frau,
Den schelten unsre Sagen
Als einen Schwarzkünstler und Heiden aus!

V e r e n a.

Das war er! Weh, das war er, liebes Kind!
Und Engelschall, in seinen Schlingen wirr,
Zog mich auch mit in's arge Netz hinein.
Wir bauten fremden Götzen hier Altäre;
Dort, wo Rothmantel jetzo steht und grinset,
Dort stand des Götzen Phöbus Opferheerd. —

B l o n d e.

O Frau, wie kommt Ihr grauenvoll mir vor!
Wie grauenvoll so plötzlich! —
Weh', Euer Angesicht entstellt, verzerrt sich!
Weh'! — Mit der schlimmen Kunde haltet ein.

V e r e n a.

Verena.

Du mußt doch Alles wissen,
Wenn Du mich retten willst.

Blonde.

Ich halt's nicht aus!
Mit Euerm dumpfen, grabeshohlen Flüstern
Bringt Ihr um's Leben mich.

Verena.

War ja noch erst
Dir meine Stimme süß und hold —

Blonde.

Nicht mehr.
Verwandelt ist sie, wie Eu'r Angesicht.

Verena.

Still! Still! — Ich will in Bildern Dir's berichten.

(Sie winkt. Ein Greis durchschreitet rasch die Hallen, eine flammende Opferschaale in der Hand, und bleibt vor einer Mauerblende stehn. Ein hohles Lied in fremder, unvernomm'ner Sprache summt über seine Lippen)

Verena.

(leise zu Blonde)

Und nun, lieb Kind, erschrick nicht allzusehr,
Denn dorther muß mein Spiegelbild erscheinen,
Mein Doppel-Ich, — o halt' Dich fest und stark!

(Die Mauerblende thut sich auf. In fremden, funkelnden Gewanden tritt Verena's Schattengestalt hervor, auf einen Altar, einen Lorbeerkranz in den Locken. Der Greis neigt sich wie anbetend vor ihr, und gießt die Opferschaale aus)

Blonde.

Blonde.

O pfui! Das ist ja ganz und gar abscheulich!
Ist Götzendienst!

Verena.

Still! Schau! — Die Rache naht.

(Ein Jüngling in Sängertracht springt hervor, und stößt ein kurzes Schwert in des Greisen Nacken. Der fällt. Die Glut der Opferschaale flammt wilder auf, und bildet, um sich greifend, eine hohe, gewaltige Flamme. Der Jüngling, Verena's Schattenbild umfassend, stürzt sich mit ihr hinein. Die Erscheinung verschwindet.)

Verena.

So starben wir, der Engelschall und ich,
Und ganz in Trümmer nun zerbrach die Burg,
Und ward ein ungeheures Todtenmal
Für jenen argen Klingsohr und für uns.

Rothmantel.

(wild singend und umhertanzend)

Und im Todtenmale leb' ich,
Und im Todtenmale web' ich,
Gleich der Spinn' im blassen Mondenschein,
Meiner Tänz' und Sänge starken Reih'n;
Und die blöden Geister zittern,
Und die thör'gen Menschlein wittern
Hier so was, wie graulich lust'gen Schmerz,
Und gefangen wird manch albern Herz.
Die hier auch sind nun gefangen,
Die hier spannen, die hier sangen —
Mein ist wieder ganz das alte Haus,
Sie gehören dem noch ältern Graus!

Schlüpft hervor, ihr Fledermäuse,
Aus zerbrochnen Thurm's Gehäuse,
Quickt und rauscht und schwirrt mit dreistem
Muth!
Ich bin Wirth! Hier gilt es Blut um Blut!

V e r e n a.

Ach, Blonde, kannst Du helfen?

B l o n d e.

Herrin, nein.
Seit ich es sah, wie Klingsohr — sagt mir an,
War't Ihr's denn wirklich damals — ganz
Ihr selbst,
Vor der ein Opferfest er hat begangen?
Und littet Ihr's? Und schautet lächelnd drein?

V e r e n a.

Ach leider! Die Abgötterei
War ja in unsern Hallen
So frank und frei!

B l o n d e.

Da seyd Ihr ja, — o Gott! — schuldvoll ge-
fallen!

V e r e n a.

Mein Herz war nicht dabei —
Nur schwindlich war's durch eitler Lieder
Schallen.

B l o n d e.

Dennoch schuldvoll — recht schuldvoll schwer
gefallen! —
Weh'! Ich auch bin verloren!
Rothmantel lärmt so wild an Abgrunds Thoren—

Roth-

Rothmantel.

Dort singt der Kingsohr! Hört's mit Euern
Ohren!

(schlägt gegen den Boden. Ein wildes Geheul schallt von unten herauf)

Blonde.

O Frau Verena, zum Verderben
Riefst Du mich hier herein! Hier muß ich
sterben!

Der graue Mann.

(mit Gesang auftretend, in seine Zither greifend)

Wer macht sich wider Lieb' und Leid
Im rothen, blutigrothen Kleid
Denn hier so breit, denn hier so breit?
Mir nach kommt ein lebend'ger Mann,
Der, was er anfing, lösen kann:
Auch Deinen Bann, auch Deinen Bann!

(Rothmantel verschwindet heulend. Paolo tritt auf)

Blonde.

Ach nun wird dennoch Alles gut! Mein holder, muthiger Paolo! ich weiß ja wohl, Du kommst, um den armen, lieben Leuten hier zu helfen. Und wisse nur, die hohe Herrin zu meiner Seite ist die vielbesung'ne Burgfrau Verena, und ohne Zweifel — seine Weisen klingen ja so lieblich! — der vor Dir herschreitet, und den wir bis heut' als

als den grauen Mann fürchteten, — das ist der weitberühmte Sänger Engelschall.

Engelschall.

St! Diese Stunde will kein sterblich Schwatzen.

(Er bespricht sich leise mit Verena. Paolo und Blonde bleiben getrennt an entgegenstehende Pfeiler der Halle gelehnt.)

Verena.

(nach einer Weile)

Seit Ihr bereit, Ihr zwei lebend'gen Menschen,
Uns Geistern nachzugehn durch Nacht und Graus?
Durch unterird'scher Hallen Wendelsteig?

Blonde.

Gern, wann mein tapfrer Paolo mich schirmt.

Paolo.

Gern, wenn ich Blonden nicht muß einsam lassen.

Engelschall.

Ihr geht zu Zweien.

Paolo.

Wohl dann! Schreitet vor! —
Was? Zieht Ihr Beiden denn zu Zweien nicht?
Du gehst ja einsam vorwärts,
O Meister Engelschall;

Und mehr als um zehn Schritte hinter Dir
Wankt Frau Verena gramerseufzend nach,
Ihr habt Euch doch — wie man allwärts vernimmt —
Auf Erden so recht heiß und treu geliebt.
Und nun getrennt?

Engelschall.
(dumpf ächzend)
Wir dürfen ja nicht anders!
Das traut mitsammen Wandeln ist verscherzt.
Du jung, Du glücklich Paar, still! Folg' uns nach.
(Alle verschwinden zwischen den Trümmergewölben der Burg)

Rothmantel.
(auftauchend)
Wandre, Liebespärlein, wandre!
Weiß für meinen Zweck noch Andre,
Weiß recht goldbegier'ge Zwei; —
Husch, die hol' ich mir herbei!
(gleitet von den Trümmern in's Thal hinab)

Klingsohrs Schatten.
(in gräßlicher Riesengestalt, eine ungeheure Harfe im Arm, aufsteigend)
Nun kommt mir meine Stunde!
Nun auf, zum schauerlichen Sängerbunde,
Du wunderlicher Greis,
Der Sangesbäume gut zu fällen weiß! —
Wo bist Du? — In den Ecken
Der Felsen schläfst Du? — Hu! Ich will Dich wecken.
(schlägt gewaltigen Klanges in die Harfe, und wallt von der andern Seite den Burgfelsen hinab)

V.

V.

(Eine Berghöhle)

(Astolf und Raul schlafen)

Rothmantel.

(hereinschwebend, singt leise und heulend)

Der Freiherr auf Burg Laar
War ein gewalt'ger Ritter.
Er pfiff ganz heiser nur —
Dann gab's ein Kampfgewitter!
Er pfiff nur auf den Daum,
Und sein ward Goldesflitter! —
Zuletzt ward er ein Narr,
Und schlug verliebt die Zither.
Da ward ein armer Ritter,
Da ward im Kirchhofsgitter
Zuletzt ein todter Ritter,
Der Freiherr auf Burg Laar.
(Das Gold, das Gold, das liebe Gold,
Das herrscht und klingt und singt und rollt!
Wohl dem, der ihm sein Leben zollt! —)
Dies hat mit todter Zungen
Euch weislich vorgesungen
Der Freiherr auf Burg Laar.

(verschwindet)

Astolf.

(den Raul anstoßend)

Du! Du! — Wie ist Dir? Wie wird Dir? Wo sind wir?

Raul.

Wo wir sind? — Potz tausend! Noch immer in der alten, guten Rinderhöhle. — Mir träumte, wir ständen hundert Klafter tief unter der Erden in recht seltsam reichen Goldeskammern, und rafften — ja, — und rafften und rafften immerfort Gold in unsre Taschen: aber uns würde entsetzlich bange dabei, denn wir müßten bis Hahnenschrei noch sechzehn Mal mehr eingerafft haben, bei Verlust von Sinnen und Leben, und würden uns doch die Arme schon lahm: — Du, wo ist denn die rothe Fledermaus geblieben?

A s t o l f.

Rothe Fledermaus? Hat Dir von einer solchen denn auch geträumt? Ich sah sie im Schlaf recht deutlich.

R a u l.

Ja, eine recht große, blutige. Ich denke, sie muß Jemanden in die Haare gerathen seyn, und ihn wund gekratzt haben. Dabei hat man ihr denn vermuthlich die Krallen abgeschnitten, oder sie gar zu Tode geschlachtet. Denn sie pfiff recht ängstlich wild.

A s t o l f.

Astolf.

Pfui, spaße doch nicht so grauenvoll.

Raul.

Ich spaße ja gar nicht.

Rothmantels Stimme.

(tief unten singend)

Das Gold, das Gold, das liebe Gold —
Er pfiff ganz heiser nur —

Raul.

Horch, da pfeift die rothe Fledermaus wieder —

Astolf.

— Und zwar ganz toll und verworren —

Rothmantels Stimme.

Er pfiff nur auf den Daum —

Astolf.

Laß' uns nach Hause gehn. Mich grauset's.

Rothmantels Stimme.

Das Gold, das Gold, das liebe Gold —

Raul.

Auch mir wird's grausig. — Aber höre doch, wie es bisweilen wieder ganz lieblich klingt!

Astolf.

Freilich wohl.

Roth-

Rothmantels Stimme.

Er pfiff nur auf den Daum,
Und ward ein rother, guld'ger,
Ein lust'ger ob auch schuld'ger,
Ein blutig guld'ger Ritter —

Raul.

Immerfort singt es vom Golde —

Rothmantels Stimme.

Wollt Ihr denn rothen Flitter?

Raul.

Es gilt uns. Hab' ich doch immer gemeint, die Fledermäuse brächten uns Glück.

Astolf.

Und ein Gang zeigt sich mir in die Tiefe — hab' ich doch mein Leb'stage den Gang nicht gesehn! — Woll'n wir hinab? Ich denke, dort finden wir den Schatz.

Raul.

Hinab, Geselle, hinab!

(eilen tiefer in die Höhle hinein)

Rothmantels Stimme.

(tief unten)

Nehmt hin den rothen Flitter!

VI.

(Thal vor dem Trümmerschlosse)

(Thoms liegt noch immer schlafend)

Klingsohr's Schatten.

(sich über ihn neigend)

Steh' auf! Steh' auf! Nicht Wahnsinn bringt
Dem Wachen jetzt,
Wie Dir's Rothmantel gräulich hat in's Ohr gedräut.
Von süßen Zither-Flötenklängen red' ich nur.
Nicht wahr, mein wunderlicher Freund, die hast Du gern?
Nicht wahr, Du möchtest eine Flöt' anstimmen Dir
Aus diesen Bäumen, wallentsproßt in alter Zeit? —
O solcherlei Beschwören kenn' ich allerbest!
O folge mir! O traue meinem Räthselgang!
Und alles Tönen herrlicher Natur erwacht
Zu Deiner Lust, wo irgend Dir's gelieben will.
Du hast Dich sehr geängstet! — Sey anjetzt vergnügt,
Denn alle Freud'- und Sangespforten geh'n Dir auf. —

(indem er verschwindet)

Nicht wahr, wirst doch ein wenig, wenig Blut nicht scheu'n? —

Thoms. (erwachend)

Was war das? — Einsam starr' ich vor den Trümmern. —

 Hin-

Hinan, hinan! Der Traum war Lüge nicht.
Hinan! Die Bäume müssen wieder tönen!
(klimmt den Felsen hinauf)

VII.

(Gewölbe unter der Burg, halbgebrochen; von oben blicken einzelne Sterne herdurch. In der Mitten ein großes Erzbecken, mit Golde gefüllt. Ein riesiges Götzenbild mit Pfeil und Bogen steht an dessem Rande. Engelschall, Verena, Paolo und Blonde treten herzu.)

Engelschall.

Was soll Eu'r ängstig Beben? —
Es gilt ja nichts, als diesen Hort zu heben,
Den Hort, den unsre Sinne
Zu sehr festhielten, bei viel höh'rer Minne.
Entlastet uns des Goldes,
Und Euer wird mehr Herrliches und Holdes,
Als Euch und den Genossen,
Sammt Euern Ahnen, jemals war entsprossen
In allen Blüthentagen.
Heran! Heran! Wir hassen feiges Zagen.

Paolo.

Sprich, Blonde, soll ich's nehmen?

Verena.

(in Blonde's Ohr flüsternd)
Du würdest feigen Lieblings ja Dich schämen.

Blonde.

So willst Du es beginnen?

Engelschall.

(in Paolo's Ohr)

Sprich nein, und Dir verloren ist ihr Minnen!

Paolo.

Ich will, muß es beginnen,
Und sollte mir das Blut vom Herzen rinnen.

Blonde.

Sollt' ich um ihn mich schämen? —
Ha, lieber um den Todten todt mich grämen! —
Hinan, mein Freund, hinan!

Paolo.

Hinan! Ich zeige mich als Mann!
Hinweg, Du Zaubermacht!

Verena.

Scht'!

Engelschall.

Ja, noch sacht', ganz sacht'! —
Ahnt Ihr denn nicht die duft'ge Elfennacht,
Die draußen düstert,
Die draußen flüstert?
Die Elfen haben auch was mitzusprechen,
Doch können leicht wir ihren Zauber brechen.

Weiße Frauengestalten.

(hereinschwebend und einen feierlichen Reigen um das Götzenbild tanzend)

Schnelle los, o Götterschütze,
Dein Geschoß!
Flammender als Wolkenblitze,
Dring' es ein,
Tief durch Haut und durch Gebein,

Wo

Wo bisher die Welle
Duft'ger Lebensquelle
Aus dem Herzen floß,
Dring' es ein!
Scharf hinein!
Was? Du weilst im trägen Walten?
Ziele fest!
Denn wir woll'n das Gold behalten,
Wie's im Schacht
Alter Trümmerwaldung lacht,
Wie's, ob Alles dunkelt,
Nur allein noch funkelt
Als ein heimlich Fest.
Weck' aus Nacht
Blut'ge Pracht!

(das Götzenbild spannt den Bogen, und zielt auf Paolo und Blonde)

Verena.

O schnell, ihn zu versöhnen!

Engelschall.

Ein Opfer! Dann dürft Ihr der Dräuung höhnen.

Paolo.

Was? — Opfern?

Blonde.

Opfer bringen
Vor Heidenbildern? — Pfui! Ihr legt uns Schlingen.

Verena.

Nehmt diese duft'ge Schale
Voll edlen Wein's, gefüllt bei'm Freudenmahle,
Das wir zuletzt gefeiert,

Eh'

Eh' uns die blut'ge Zornnacht hielt umschleiert, —
Eilt, eilt, sie auszugießen
Zu dieses wundersamen Bildes Füßen! —
Seht! Straffer wird sein Bogen!
Bald ist der tödtlich rasche Pfeil entflogen. —

Blonde.

O wie es nun auch werde! Reiß' Dich los, Paolo, reiß' Dich mit allen Sinnen von diesen bösen Zauberverblendungen los! Ach, mein Freund, wir werden vermuthlich hier umkommen müssen; aber wenn ich etwa in Angst und Schrecken früher vergehe, als Du, so halte ich doch fest an dem heitern Glauben, daß mein Paolo kein Götzenopfer halten wird.

Paolo.

(sie umfassend)

Darauf verlaß' Dich, Du liebe Blonde. Das thu' ich nun und nimmermehr. Und so wollen wir miteinander sterben.

Engelschall.

Erbärmliches Geschlecht,
So falle denn! Du fällst nach Fug und Recht.

Verena.

O weh', die Holden, Trauten!
Weh', daß wir je dies Götzenbild erbauten!

(der Pfeil schnellt vom Bogen. Paolo und Blonde sinken in ihr Blut. Die Elfengestalten verschwinden)

Roth:

Rothmantel.

(tritt mit wilden Sprüngen herein. Ihm folgen Raul und Astolf. Er singt)

Hussah, nun fassen
Die Meinen das Gold!
Nun liegen die Blassen
Recht kläglich im Tode
Darnieder gerollt.
Greift zu, Ihr Beiden, greift zu!
Der Freiherr Lagr will im Grabe Ruh!

Astolf.

Sieh' mal, wie ganz ausnehmend lustig die rothe Fledermaus sich geberden kann. Nun denn also — frisch zugegriffen!

Raul.

Du, mir kommt's nur immer vor, als ginge mein voriger Traum in Erfüllung, als müßten wir greifen und greifen, und könnten nicht contractmäßig viel in die Taschen bringen, und kämen darüber zuletzt elendiglich um.

Astolf.

O Du bist aller schlechten Späße voll!

Raul.

Ach leider — spaß' ich ja keinesweges, leider!

Astolf.

Astolf.

Nun dann, nur zugegriffen! Mit dem vielen Gesprecbe verlieren wir ja doch nur immer mehr Zeit.

Raul.

Ist auch wahr. Zugegriffen! sag' ich. Dies Gold sieht ganz ausnehmend lieblich aus.

(Ein Donnerschlag. Klingsohr's Schatten fährt durch das Gewölbe herein. Thoms taumelt ihm nach. Rothmantel verhüllt sein Haupt. Raul und Astolf kriechen zitternd in die Winkel)

Klingsohr's Schatten.

(wild in seine riesengroße Harfe schlagend)
Nun, töne!
Harfe, töne, Du dröhne
Den Abgrund wach!
Aus tausend endlosen Gründen;
Wo Blitz' an Blitzen sich zünden,
Rufe, Du furchtbare Schöne,
Rufe verwandter Chöre Gekrach!

Engelschall und Verena.

(in Nebel verdämmernd)
Verloren! Ach verloren
Für immer!
Denn schon erglänzt der junge Morgenschimmer
Aus nächt'gen Thoren,
Und jenes fromme Paar, — es liegt
In seinem Blut. Der Klingsohr hat gesiegt!

Roth:

Rothmantel.

Hinab! Hinab!
Der Gräuliche lößt mich ab!
Ich bin verloren!

(er versinkt)

Naul.

Das wird 'ne schöne Geschichte werden, wenn es nun vollends erst an uns kommt!

Astolf.

Was mich betrifft, — ich bin nun schon ganz gelassen und fest, — denn die Glieder fliegen mir, wie im Fieber. Das zerstreut Unsereinen doch immer ein bischen.

Klingsohrs Schatten.

(zu Thoms)

Nun, mein seltsamlicher Geleiter,
Was bebst denn Du?
Wenn jene Schwächlinge zucken,
In Angst sich niederducken, —
Da steh'n wir Starken fest und heiter
In stolzer Ruh'.
Nun sollen die Bäume klingen,
Aus all' ihren Wurzeln singen, —

Schlage

Schlage die scharfe
Wurzel- und Zweigesharfe, —
Schlage mit diesem Stabe sie Du!

Thoms.

Zurück mit Deinem Zauberstabe, Du Gespenst!
Mir wird's in meiner Seele furchtbarlich und trüb,
Wenn Du so andrängst Deine schatt'ge Bildung mir.
Wie anders, da, ein lebensfrischer Knabe noch,
Ich mir am Mühlenbache Weidenflöten schnitt,
Sie stimmend zum ergötzlich reinen Hirtenlied!
Da war die Kunst der süßen Lieder noch so schön.
Doch nun — wie dröhnt mir Deine Mahnung schauerlich
Durch Mark und Bein! — Nachtgeist, ich sage Dir, laß' ab!

Klingsohrs Schatten.

Ist zu spät!
Hast manch' frühe Mahnung,
Manche süße Ahnung
Schon verschmäht!
Wolltest aus Bäumen Harfen Dir hauen,

Kühn, den geheimen Mächten zum Trutz!
Weiter nun, weiter! —
Verschmähtest warnendes Grauen,
Erkor'st mich Dir zum Geleiter, —
Weiter nun, weiter!
Hast außer mir keinen Schutz!
(vor Blonde und Poolo zurückbebend)
Ha, was ist das?

Thoms.

Ein zartes Schäferpaar,
Das einst auch mir in Huld ergeben war.
Doch weh', o weh', sie bluten!

Klingsohrs Schatten.

Bluten? —
Nein, o nein!
Hier ja kann nur bluten,
Nur so geistig bluten,
Wer zu der Verlockung Eitelschein
Fromm und ehrlich sagte: „Nein!"
Und das können die Menschen ja nicht!

Thoms.

Können's wohl doch, Du frevelnder Wicht.
Die hier konnten's gewiß, die Guten! —
Ach ja, sieh' doch hin, — sie bluten! —

Oder

Oder nein!
Sind wohl Morgens Rosengluthen,
Die im thau'gen Leuchten
Milde sie umfeuchten,
Mit hellkühlem Rosenschein?

(die Morgendämmrung steigt auf)

Klingsohrs Schatten.

(leise murmelnd)

Wird wohl so seyn!
Wird wohl so seyn!
Geisterwunden tödten ja nicht,
Wenn die Seele Nein dazu spricht!
Ist dann — ach muß ich selber es sagen? —
Blendwerk nur ist dann Sterben und Zagen.
O mir! Nun kommt das Sonnenangesicht!

(Er versinkt. Mit ihm verschwinden nach und nach das Goldbecken und die Götzengestalt)

Verena's und Engelschalls Stimmen.

(unsichtbar)

Nun sind wir frei geworden
Vom alten Erdenband.
Schön Dank, ihr Lieben, Treuen,
In Lockung Ihr und Scheuen
Festhaltend Gottes Hand!

Du

Du wüstes Gemäuer, nicht länger steh'!
Thu' aber den lieben Menschen nicht weh'!
(das Gewölbe kracht auseinander. Die Sonne strahlt hell über den Platz. Paolo und Blonde richten sich lächelnd auf)

Astolf.

Wie wird mir denn?

Raul.

Ich habe wohl geschlafen?

Astolf.

Ich mindestens, und träumte wunderbar.

Raul.

Von Schätzen?

Astolf.

Ja.

Raul.

Und auch von Geisterstrafen?

Astolf.

Vom Klingsohr auch? —

Raul.

Du triffst es auf ein Haar!

Paolo.

Wie finden wir uns denn im sichern Hafen,
Mein süßes Lieb?

Blonde.

Hier brach ja voll Gefahr
Die alte Wölbung furchtbarkrachend nieder, —

Thoms.

Und eine Flöte find' ich, finde Lieder!
Ach, Lieder, die als Kind ich schon gesungen,
Denn dieser Flöte hatt' ich sie vertraut,
Und als ich die verlor, war mir verklungen
Der Morgenlieder süßer Frühlingslaut.
Nun horcht!

(nachdem er geblasen)

War dieser Laut nicht hold gelungen?
Rief dieser Gruß zum Bräut'gam nicht die Braut?

Astolf und Raul.

Und diese Blumen, die wir eben finden —
Laß, Brautpaar, die in Kränzen Dich umwinden!

Paolo.

Mein süßes Kind, — was kamen wir zu suchen?

Blonde.

Ich weiß ja nicht.

Paolo.

Auch ich brauch's nicht zu wissen!
Doch fanden wir im Schatten dieser Buchen

Ein

Ein Heil, aus furchtbar schwerem Kampf
entrissen.
Mir war, als ob unheimlich schweres Fluchen
Zurücke wich nach grausen Finsternissen,
Und lachte allwärts süße Lieb' und Klarheit,
Und Du wärst meine Braut, —

Blonde.

Ja, das ist Wahrheit!

Thoms.

Und ich kann wieder meine Flöte blasen,
Und dank' es Euch? — Warum? — Das
weiß ich nicht!

Astolf und Raul.

Ich weide fröhlicher auf Bergesrasen
Die Heerd', und dank' es Euch. — Warum? —
Weiß nicht!

Paolo und Blonde.

Und Morgen, trotz den Vettern und den Basen,
Sind wir ein Paar. — Warum? — Wir
wissen's nicht!
Wir wissen nur, daß feste Lieb' und Treue
Nichts auf der Welt und nichts im Abgrund
scheue.

Vere=

Verena's und Engelschalls Stimmen.

(unsichtbar)

Dank nun habt, Ihr holden Treuen,
Denn mit Treue, Lieb' und Huld,
Läßt sich Alles ja erneuen,
Läßt versöhnen sich die Schuld.
Unsre Schätze sind verstoben,
Unsre Mauern sanken ein,
Aber Alles zeigt nach oben,
In der Liebe sel'gem Schein.
Haltet fest! Haltet fest
An der Liebe,
An dem Edensüberrest,
Der im wirren Weltgetriebe
Keine Seele fallen läßt!

Astolf und Raul.

Das kam uns beinah' vor, wie leises Singen.

Paolo und Blonde.

Uns auch! Wir fühlten tief an's Herz es dringen.

Thoms.

Und meine Flöte soll es fürder klingen.

Alle.

Und somit wünschen wir allzumal fröhlichen guten Morgen!

Neuig=

Neuigkeiten von 1818.

Für Freunde einer erheiternden Lectüre sind so eben bei uns erschienen und durch gute Buchhandlungen zu haben:

Kleinstädtereien, von **Friedr. Laun**. Zwei Bände mit zwei Kupfern, von Opitz gezeichnet und Schwerdgeburt gestochen. 8. 2 Rthlr. 16 gr.

Des Verfassers humoristische Laune ist bekannt, und er meint in den Kleinstädtereien den Stoff zu komischen Darstellungen am meisten beisammen gefunden zu haben.

Reformations-Almanach, neue Auflage.

In diesen Tagen ist erschienen, und durch alle gute Buchhandlungen wieder zu haben:

Reformations-Almanach für Luthers Verehrer, auf das evangelische Jubeljahr 1817. Herausgegeben von **Friedrich Keyser**. **Zweite** (mit Zusätzen und durchaus guten Kupfer-Abdrücken versehene) **Auflage**. Mittl. Ausgabe 2 Rthlr. 16 gr. oder 4 fl. 48 kr. rhein. Ger. Ausgabe 2 Rthlr. 8 gr. oder 4 fl. 12 kr. rhein.

Auch sind noch einige wenige Exemplare der **guten** Ausgabe (à 4 Rthlr.) und der Pracht-

Pracht-Ausgabe (à 1 Friedrichsd'or) wieder zu haben.

Dieses Werk, was beim Publikum eine überaus gute und freundliche Aufnahme gefunden hat, erscheint in der neuen Auflage so ausgestattet, daß diese durch die erstere nicht in Schatten gestellt wird.

Die Fortsetzung des Reformations-Almanachs, welche auch die Schweizer-Reformation beachtet, erscheint im bevorstehenden Herbste, in der Ausführung diesem ersten Jahrgange gewiß nicht unähnlich.

Ein nützliches Hausbuch für Frauenzimmer.

Das unterzeichnete Werkchen, welches bereits vor einigen Jahren erschien, ist nun wieder in der unterzeichneten, und in jeder andern guten Buchhandlung, in einer neuen (unveränderten Ausgabe, sauber geheftet, zu haben, und eignet sich zu einem nützlichen Weihnachtsgeschenk für Frauenzimmer.

Geöffnetes Kunstkabinett für Frauenzimmer, oder vollständige Anweisung, Juwelen, Gold- und Silberschmuck, Borden, Stickereien, Spiegel und Glas ohne Nachtheil zu putzen; seidene und reiche Stoffe, Spitzen, Blonden und alle feine Wäsche zu reinigen und appretiren;

tiren; alle Arten Flecken aus allen Tüchern, Zeuchen und Stoffen auszutilgen; seidene, wollene und leinene Zeuche auf verschiedene Art zu färben, und mancherlei chemische Bedürfnisse zur Beförderung der Gesundheit und Schönheit — als Seifen, Pasten, Waschwasser, wohlriechende Wasser, Oehle und Geiste, verschiedene Parfüms und Schönheitsmittel, Pomaden, Schminken, Pulver u. d. a. m. — ohne allen chemischen Apparat selbst zu verfertigen. Neue Ausgabe. 12. geh. 18 gr.

Was man als Anhang in zahlreichen Kochbüchern und andern kostspieligen Werken zerstreut findet, ist hier fleißig, vollständig und nicht ohne vorhergegangene sorgfältige Prüfung aufgesammelt und passend zusammen gestellt.

Zeitschriften.

Auch im Jahre 1818 werden folgende Zeitschriften, welche sich schon längst einer ausgezeichneten Achtung und Theilnahme des gebildeten Publikums zu erfreuen haben, bei uns fortgesetzt:

Erholungen. Ein thüringisches Unterhaltungsblatt für Gebildete. Im Verein mit Clauren, Chezy, Haug, Hirzel, Kähler, Krug von Nidda, Fr. Laun, v. Miltitz, Fr. Murhard, Chr. Schreiber, Ludw. Wieland u. a. m. herausgegeben. Siebenter Jahrgang auf das Jahr 1818. gr. 4. 5 Rthlr. oder 9 fl. rhein.

All=

Allgemeine deutsche Frauen-Zeitung. Mit vielen Kupfern, Kunstbeilagen und Musikblättern. Dritter Jahrgang auf das Jahr 1818 gr. 4. 7 Rthlr. oder 12 fl. 36 kr. rhein.

Die Vorzeit. Ein Journal für Geschichte, Dichtung, Kunst und Literatur des Mittelalters. Mit vielen colorirten und schwarzen Kupfern. Erster Band, aus drei Heften bestehend, Zweiter Band, aus drei Heften bestehend, Dritter Band ꝛc.

Jeder Band in allegorischem Umschlag geheftet 3 Rthlr. oder 5 fl. 29 kr. rhein.

Neue allgemeine Weltbühne. Vierter Jahrgang 1818. Mit Kupfern und Holzschnitten. 12 Hefte. 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr. rhein.

Man kann zu jeder Zeit antreten, macht jedoch die Bestellungen in den Buchhandlungen und auf den Postämtern immer auf einen ganzen Jahrgang, oder bei der Vorzeit auf einen Band von drei Heften.

G. A. Keysers Buchhandlung
in Erfurt.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Fouqué, Friedrich de La Motte-, 1777-1843 / Fouqué, Friedrich de La Motte-,
/ Schulze, Friedrich August,

Aus der Geisterwelt Geschichten, Sagen und Dichtungen

Bd.: 2

Erfurt (1818)

Res/P.o.germ. 383 l-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10924745-6